

BILDUNG

Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH

4 | 2015

SCHWEIZ

Bildungsräume: Architektur trifft Pädagogik

Belohnung: Süsses überschwemmt die Schulen



Ausgabe 4 | 2015 | 31. März 2015

Zeitschrift des LCH, 160. Jahrgang der Schweizer Lehrerinnen- und Lehrerzeitung (SLZ) BILDUNG SCHWEIZ erscheint 11 Mal jährlich

Impressum**Herausgeber/Verlag**

Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH

- Beat W. Zemp, Zentralpräsident
- Franziska Peterhans, Zentralsekretärin
- Jürg Brühlmann, Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle LCH

Zentralsekretariat und Redaktion

Ringstrasse 54, 8057 Zürich
Telefon 044 315 54 54, Fax 044 311 83 15
E-Mail: bildungschweiz@LCH.ch
Internet: www.LCH.ch, www.bildungschweiz.ch
Erreichbar Mo–Do, 8–12 Uhr und 13.30–16.45 Uhr, Fr bis 16 Uhr

Redaktion

- Heinz Weber (hw), Verantwortlicher Redaktor
 - Doris Fischer (df), Redaktorin
 - Belinda Meier (bm), Layout/Online-Redaktorin
- Ständige Mitarbeit: Adrian Albisser (Bildungsnetz), Claudia Baumberger, Madlen Blösch (Gesundheit), Peter Hofmann (Schulrecht), Chantal Oggenfuss (Bildungsforschung), Roger Wehrli (Fotografie)

Abonnemente/Adressen

Bestellungen/Adressänderungen:
Zentralsekretariat LCH, 044 315 54 54, adressen@LCH.ch
Adressänderungen auch im Internet:
www.bildungschweiz.ch
Für Aktivmitglieder des LCH ist das Abonnement im Verbandsbeitrag (Fr. 74.– pro Jahr) inbegriffen
Jahresabonnement für Nichtmitglieder:
Schweiz Fr. 103.50, Ausland Fr. 175.–
Einzelexemplar Fr. 8.–, ab dem 8. Expl.
Fr. 6.– (jeweils plus Porto und MwSt.)

Dienstleistungen

Bestellungen/Administration: Zentralsekretariat LCH, 044 315 54 54, adressen@LCH.ch
Reisedienst: Monika Grau, m.grau@LCH.ch

Inserate/Druck

Inserateverkauf: Martin Traber, Zürichsee Werbe AG, Tel. 044 928 56 09
martin.traber@zs-werbeag.ch
Mediadaten: www.bildungschweiz.ch
Druck: FO-Zürisee, 8712 Stäfa
ISSN 1424-6880 Verkaufte Auflage:
42 687 Exemplare (WEMF/SW-Beglaubigung)

LCH
DACHVERBAND
LEHRERINNEN
UND LEHRER
SCHWEIZ

Guten Schultag!

Jedes Jahr entstehen in der Schweiz Dutzende von Schulhäusern für Tausende von Kindern und Jugendlichen; viele Millionen Franken werden in Beton gegossen; literweise fliesst der Schweiss von Architektenstirnen. In Mitwirkungsverfahren gelingt es Lehrerinnen und Lehrern, ihre pädagogischen Vorstellungen einzubringen oder eben nicht. Stimmbürgerinnen und Parlamente sprechen grosszügig den Kredit oder zwingen kleinmütig zum Abmagern des kühnen Entwurfs. Schulbau ist ein grosses, teures und verantwortungsvolles Geschäft, über das dann heftig nachgedacht wird, wenn im Ort gerade ein Projekt ansteht, sonst aber bemerkenswert wenig. Da nimmt sich BILDUNG SCHWEIZ nicht aus. Der letzte grössere Artikel zum Thema, der im Archiv zu finden war, erschien im Jahr 2004.

Das soll sich in den kommenden Monaten ändern: Auf Seite 12 dieser Ausgabe beginnt unsere Serie «Bildungsräume». Architektur spielt dabei eine Rolle; wer in Ästhetik investiert, liegt auf lange Sicht fast immer richtig. Wir werden aber keinen BILDUNG SCHWEIZ-Preis für Schularchitektur ausschreiben. Ebenso wichtig sind uns die Wechselwirkungen von Architektur und Pädagogik, die dahinterstehenden Gedanken und die Realität des Schulalltags, in der alle Pläne und Modelle irgendwann ankommen.

Zum Auftakt haben wir eine Exkursion zu drei (von insgesamt 120) Zürcher Schulhäusern unternommen. Den Anlagen Ilgen, Chriesiweg und Albrisriederplatz ist gemeinsam, dass sie in den letzten Jahren neu gebaut oder baulich erneuert wurden, im Übrigen aber sind sie grundverschieden. Marcel Handler, Leiter der Abteilung Betrieb und Infrastruktur im Schulamt der Stadt Zürich, hat für uns die Exkursion vorbereitet und begleitet. Vielen Dank! Fazit der Gespräche und Besichtigungen: Es gibt kein Rezept für den idealen Bildungsraum; in unterschiedlichsten Umgebungen arbeiten Lehrpersonen gern und lernen Kinder gut. Entscheidend ist, dass sie in diese Umgebung ihre persönliche Note einbringen können – sei es durch bunte Zeichnungen, durch die Art, wie sie ihre Pulte arrangieren oder Arbeitsnischen schaffen. Architektinnen und Architekten, denen solche «Anarchie» wider den Strich geht, sollten lieber ein Museum bauen.

Wie geht es Ihnen? Arbeiten Sie in einem lern- und lebensfreundlichen Schulhaus oder in einem Museum? Was würden Sie unbedingt tun, wenn Sie eine Schule bauen könnten? Was sicher nicht? Schreiben Sie uns: bildungschweiz@LCH.ch.

Heinz Weber

Ortstermin im «Chriesiweg» (v. l.): Schulleiterin Sylvia Meier, Marcel Handler, Heinz Weber, Doris Fischer. Foto: Philipp Baer

Serie «Bildungsräume»: Architektur trifft Pädagogik

Text: Doris Fischer
Foto: Philipp Baer

Schularchitektur unterstützt oder behindert pädagogische Konzepte, beeinflusst Wohlbefinden und Lernerfolg. BILDUNG SCHWEIZ startet mit dieser Ausgabe eine Serie zum Thema «Bildungsräume». Die erste Folge zeigt drei Schulhäuser in der Stadt Zürich mit ihren architektonischen und pädagogischen Eigenheiten.



«Platznot in der Schule», «Es braucht mehr Schulraum» – solche Schlagzeilen sind in letzter Zeit in vielen Kantonen zu lesen. Gründe dafür sind in erster Linie steigende Schülerzahlen und strukturelle Reformen. So müssen Gemeinden im Zuge von HarmoS obligatorisch zwei Jahre Kindergarten anbieten. Vielerorts rückt dieser näher zur Schule. Die Dauer der Primarstufe wurde von fünf auf sechs Jahre erhöht, jene der Sekundarstufe I von vier auf drei Jahre verkürzt; dies erfordert Erweiterungen und Anpassungen des Schulraumangebots.

Neue pädagogische Konzepte wie integrativer Unterricht, offene Lernformen, Projektunterricht, individuelle Förderung, Tagesbetreuung brauchen Räumlichkeiten. «Im Mittelpunkt steht dabei die Flexibilität: Wir brauchen Lernumgebungen, die in der Lage sind, die Begabungen aller Kin-

«Wie sieht eine lern- und gesundheitsfördernde Schule aus, in der es den Kindern wohl ist, die sie zum Lernen motiviert, soziale Kontakte ermöglicht und in der Lehrerinnen und Lehrer ihre pädagogischen Vorstellungen umsetzen können?»

der und Jugendlichen aufzunehmen und zu unterstützen», sagt Karl-Heinz Imhäuser, Vorstand der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, die sich in Deutschland und der Schweiz für gute «pädagogische Architektur» einsetzt.

Es braucht neue Schulhäuser, alte müssen erweitert oder umgebaut werden. Im Kanton Basel-Stadt beispielsweise sind an rund 50 Standorten Bauprojekte nötig, wie das Erziehungsdepartement mitteilt. Der Stadtkanton investiert bis zum Jahr 2021 über 790 Millionen Franken für den Erhalt und die Verbesserung bestehender Räumlichkeiten sowie für Neu- und Erweiterungsbauten.

Die Stadt Zürich, wo heute schon 120 Schulhäuser stehen, erwartet mittelfristig (2017/18) eine Zunahme der Schülerzahlen von 9%, langfristig (2021/22) von 14%. «Die Stadt Zürich wächst; einige Quartiere verzeichnen einen überdurchschnittlich hohen Zuwachs an Familien mit Kindern im Schulalter», bestätigt Marcel Handler, Leiter der Abteilung Betrieb und Infrastruktur im Schulamt der Stadt Zürich. Insbesondere der Ausbau des städtischen Betreu-

ungsangebots und die Umsetzung neuer pädagogischer Konzepte stellt die Stadt bei der Schulraumplanung vor grosse Herausforderungen. Für die nächsten zehn Jahre sind sieben neue Schulhäuser geplant, verschiedene wurden und werden saniert. Dafür sind rund 500 Millionen Franken vorgesehen.

BILDUNG SCHWEIZ widmet sich, voraussichtlich bis Ende 2015, in einer Serie dem Thema «Bildungsräume» und stellt Aspekte der Schularchitektur in Bezug zu pädagogischen Konzepten. Studien zeigen, dass die Gestaltung des Schulraums erhebliche Auswirkungen auf das Lernklima, den Lernerfolg, die Aggressionsbereitschaft und die Krankheitsanfälligkeit von Kindern und Jugendlichen hat.

Wir fragen: Wie sieht eine lern- und gesundheitsfördernde Schule aus, in der es den Kindern wohl ist, die sie zum Lernen motiviert, soziale Kontakte ermöglicht und in der Lehrerinnen und Lehrer ihre pädagogischen Vorstellungen adäquat umsetzen können? Wir zeigen anhand von Beispielen, wie Pädagogik durch entsprechende Schulraumgestaltung unterstützt wird. Wir gehen der Frage nach, was bei der Planung von Schulraum zu beachten ist. Wer soll mit einbezogen werden? Wer hat was zu sagen? Wie kann Ästhetik mit den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer zur Deckung gebracht werden? Wo sind die Stolpersteine? Zu Wort kommen sollen sowohl Fachleute für Schulbau als auch Nutzerinnen und Nutzer, also Lehrpersonen, Schülerinnen und Schüler, Behörden, Hauswarte ...

Als Auftakt zur Serie besuchte die Redaktion drei in den letzten Jahren neu gebaute oder erneuerte Schulanlagen in der Stadt Zürich aus drei verschiedenen Epochen. Marcel Handler hat für BILDUNG SCHWEIZ eine Auswahl getroffen und Kontakt zu den Schulleitungen hergestellt. Für die Unterstützung und Begleitung bedanken wir uns herzlich.

Im Gespräch mit den Schulleitungen fragten wir nach den architektonischen Vorgaben der Schulbauten, nach den hervorstechenden Merkmalen aus pädagogischer Sicht und nach dem, was sich bewährt hat und was man aus heutiger Sicht ändern würde. Unterschiedlicher könnten die Anlagen Ilgen (Baujahr 1877/1889), Chriesiweg (Baujahr 1957) und Albisriederplatz (Baujahr 2009) nicht sein. Eines scheint ihnen aber gemeinsam: In allen drei Schulhäusern ist es dem Team der Lehrerinnen und Lehrer wohl. ■

Weiter im Netz

www.stadt-zuerich.ch > Schul- und Sportdepartement > Volksschule > Schulraumplanung > Anforderungen an Schulbauten > Broschüre «Gestaltung von Schulbauten. Ein Diskussionsbeitrag aus erziehungswissenschaftlicher Sicht» (Gratis-Download)

www.netzwerk-bildung-architektur.ch

www.montag-stiftungen.de

Links: Das Schulhaus Albisriederplatz im Zürcher Hardau-Quartier aus dem Jahre 2009 (Architekten Studer Simeon Bettler, Zürich), verbunden mit einem Park (vgl. Seite 18). Im Vordergrund die Skulptur «Y» von Sislej Xhafa.

Zeuge bürgerlichen Bildungsstolzes

Die Bausubstanz steht unter Denkmalschutz; die Grosszügigkeit der Bürger im 19. Jahrhundert fördert heute die Lernfreude von Primarschulkindern und die Flexibilität im Unterricht.

«Volksbildung ist Volksbefreiung» lautete 1836 die Parole des Pädagogen und Politikers Heinrich Zschokke. In allen Kantonen schuf man in dieser Zeit Volksschulgesetze, die Lehrer wurden von Hungerleidern zum geachteten Berufsstand. 1874 beschloss der Kanton Zürich die neunjährige «Alltagsschule»; 1876 nahmen die ersten staatlich ausgebildeten Lehrerinnen den Dienst auf und 1877 stimmte das Volk dem eidgenössischen Fabrikgesetz zu, das die Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren verbot. Eine Aufbruchzeit! Im selben Jahr wurde im Zürcher Stadtteil Hottingen das erste der beiden Ilgen-Schulhäuser nach Plänen des Architekten Otto Wolff erbaut. Zwölf Jahre darauf folgte das zweite von Architekt Ernst Diener.

Auf den Betrachter, der sich in der Regel von unten nähert, wirken beide Häuser samt dazwischenliegender Turnhalle als *ein* gestalterischer Wurf, gleichsam die Verkörperung des Stolzes auf die neue Errungenschaft der Volksschule. Oder, in den Worten von Architekt Wolfgang Rossbauer, der die Sanierung der Anlage von 2009 bis 2012 leitete: «Die beiden prachtvollen Schulhäuser sind typologisch gesehen solitäre Walmdachbauten, die der spätklassizistisch geprägten Neurenaissance der Semperschule entspringen. (...) Die Bauten stellen den bürgerlichen Bildungsanspruch der Hottinger Schulgemeinde im bewussten Rückgriff auf die Antike zur Schau.» Rund 28 Millionen Franken liess sich die Stadt Zürich die gründliche Wiederherstellung der Anlage kosten. In 18 Klassenzimmern, plus Nebenräumen, gehen bis zu 500 Kinder in Kindergarten und Primarschule.

Bei der Sanierung korrigierte man manche Bausünde vergangener Jahrzehnte. Die Architekten: «Stuckaturen wurden freigelegt und ergänzt, Eichenparkettböden wurden vom Linoleum der 60er-Jahre befreit. Neue Holztäferungen in den Klassenzimmern sollen die Räume strukturieren und ihnen einen Horizont zurückgeben. Sämtliche Metallarbeiten (Treppengeländer, Garderoben, Fenstergitter) wurden in Verwandtschaft zum historischen Bestand komplett neu gestaltet.»

Grosse Räume, Gänge und Eingangsflächen

Sind die «guten Alten» tatsächlich die «besten Neuen», wie manchmal behauptet wird? «Von der Grösse der Schulzimmer her sicher», bestätigt Schulleiterin Barbara Bachmann: «Wir haben, vor allem im «Ilgen A», sehr grosszügige Flächen, verglichen mit heutigen Neubauten. Sehr schön sind auch die weiten Gänge und die breite Eingangsfläche. Wir profitieren ausserdem von den vielen Spezialräumen, die man für die Oberstufe eingebaut hat – ein Chemielabor zum Beispiel oder die Sammlung, die wir heute als Vorbereitungsraum für die Lehrpersonen oder als Bibliothek nutzen können.»

Die Zeit hat der Pädagogik in die Hände gespielt. Wo sich früher 50, 60 Schülerinnen und Schüler drängten, finden heute weniger als die Hälfte viel Luft, Licht und Raum. Ein Schulzimmer im «Ilgen A» liess sich gar in einen Mehrzwecksaal inklusive Bühnentechnik für Aufführungen oder Elternversammlungen verwandeln. Dank der weiten Erschliessungsflächen konnte man Räume für Gruppenarbeit einrichten, die fleissig genutzt werden. Lernlandschaften und altersdurchmischten Unterricht hält Barbara Bachmann allerdings aufgrund der Baustrukturen und der Kinderzahl für nicht realistisch. Das Team halte auch aus Überzeugung an der traditionellen Jahrgangsklasse fest.

Insgesamt zeigt sie sich sehr zufrieden mit der Erneuerung, auch mit der Art und Weise, wie die Schulleitung und damit indirekt auch das Team in die Planung einbezogen wurde. Auf Insistieren der Journalisten nennt sie doch eine Schattenseite: «Man darf in den Gängen nichts aufhängen. Da waren früher überall Kinderzeichnungen. Ich verstehe den Wunsch der Fachleute, dass hier kein Chrüsimüsi entsteht, aber schliesslich sind wir eine Schule und kein Museum.» Inzwischen habe man sich doch einige Kompromisse «erkämpft», sagt Barbara Bachmann. Eine Primarschule lässt sich nicht zum Museum umbauen.

Auf dem Schulhof stören noch weisse, wenig ansehnliche Container das Bild. Sie dienen der Betreuung, die von 7 bis 18 Uhr angeboten wird. Etwa die Hälfte der Kinder nimmt sie in Anspruch. Im nächsten Sommer verschwinden die Container; dann geht gleich nebenan ein neues, hochmodernes Betreuungsgebäude in Betrieb. ■

Heinz Weber

Weiter im Netz

www.ilgen.ch

www.rossbauer.com



Schulleiterin Barbara Bachmann.



Grosszügige Vorväter spielen heutiger Pädagogik in die Hände: Ein Schulzimmer wurde zum Theater- und Versammlungsraum umgebaut. Bei der Sanierung wurden Eichenparkettböden vom Linoleum befreit sowie Stuckaturen und Wandmalereien freigelegt.



Die stilsicher rekonstruierte Turnhallen-Fassade. Ein Teil der Erschliessungsflächen lässt sich als Gruppenräume nutzen. Fotos: Philipp Baer

Ein Dörfli am Rande der Grosstadt

Der familiäre Charakter der Schulanlage Chriesiweg mit ihren Backstein-Pavillons aus den Fünfzigerjahren fördert die Gemeinschaft und das Wohlbefinden von Kindern und Lehrpersonen. Laubengänge und begrünte Innenhöfe lassen Schul- und Naturraum miteinander verschmelzen.

Mächtige, alte Bäume kitzeln mit ihren Zweigen die Fenster und Fassaden, grosszügige Rasenflächen beruhigen das Auge, sonnenbeschienene freie Flächen laden zum Spielen ein, in schattige Nischen und Ecken können sich Gruppen von Kindern nach Bedarf zurückziehen. Ältere Menschen mit Einkaufstaschen, Mütter mit Kinderwagen, ballspielende Jugendliche beleben die Anlage. Die einstöckigen Pavillons verteilt auf dem grosszügigen Areal fallen dem Besucher erst auf den zweiten Blick ins Auge.

Wir sind in der Schulanlage Chriesiweg in Zürich-Altstetten. Erbaut 1957 nach dem skandinavischen Vorbild der «Pavillonschulen», wirken die sechs einzelnen Gebäude als stimmiges Ensemble, als ein kleines Dörfchen im städtischen Umfeld. Die Anlage galt für damalige Begriffe als revolutionär; schon bei der Ausschreibung des Wettbewerbs hatte man dazu aufgefordert, «freie Anregungen» einzubringen. Ein ganz junges Architektenteam mit Fred Cramer, Werner Jaray und Claude Paillard bekam den Auftrag. Man suchte wohl bewusst einen Gegensatz zu den trutzigen, oftmals die ganze Umgebung beherrschenden Schulbauten aus der Zeit vor und um die Jahrhundertwende.

Vor etwas mehr als fünf Jahren wurde die denkmalgeschützte Schulanlage von der Architektengemeinschaft Nägele Twerenbold sanft renoviert und auf den neusten technischen Stand gebracht. Das architektonische Konzept blieb unangetastet, Backsteinmauern und Sichtbetonflächen wurden lediglich gereinigt, ausgebessert und aufgefrischt. Ganz erneuert werden mussten allerdings die Dächer, deren wellenförmiges Auf und Ab für spezielle Dynamik sorgt. Das vom Altdorfer Architekten Josef Furrer 1949 patentierte Furdaldach wurde neu, aber identisch reproduziert und dabei gleichzeitig die Dämmung verstärkt. «Dennoch wäre dieses Schulhaus vom energetischen Standpunkt heute wohl nicht mehr realisierbar. Aufgrund der sehr hohen Oberflächenabwicklung (Fassaden, Dächer) können die Ziele einer nachhaltigen Bauweise kaum erfüllt werden», gibt Marcel Handler vom Schulamt der Stadt Zürich zu bedenken. Auch stecke in den Backsteinen vergleichsweise zu viel «graue Energie». Die Erneuerung kam auf rund zehn Millionen Franken zu stehen.

Viel Platz für relativ wenige Kinder

Zwei Horte, drei Kindergärten und zehn Klassen «bewohnen» die Anlage. Jeweils vier Klassenzimmer sind in einem Pavillon zusammengefasst; verbunden sind die drei ebenerdigen Schulräume durch einen offenen Laubengang, der sich in regelmässigen Abständen zu kleinen naturnahen Innenhöfen ausweitet. Steine, Pflanzen und Bäume schaffen eine enge Verbindung von innen und aussen. Gänge und

Innenhöfe – zwar im Winter kalt und im Sommer heiss – können nach Bedarf für den Schulbetrieb genutzt werden. Jedes Zimmer hat einen Vorraum, der als Gruppenraum vorgesehen ist. Dieser sei zwar für heutige Bedürfnisse etwas klein, weshalb der Wunsch nach Verkleinerung der Gänge zugunsten des Vorraums wach geworden sei, erklärt die Schulleiterin Sylvia Meier.

Viel wichtiger aber seien «die Grosszügigkeit der Anlage, die Durchgänge, die Vorräume, die eine Vielfältigkeit in der pädagogischen Arbeit und eine anregende Lernumgebung bieten», betont Sylvia Meier. «Das warme Rot der eingeschossigen Backsteingebäude mit den natürlichen Materialien sowie die Proportionen der Bauten, entsprechen den Kindern sehr.» Der Zusammenhalt und das Teamwork seien hier sehr ausgeprägt. Der familiäre Charakter, die Kleinräumigkeit in der grosszügig bemessenen Umgebung trügen viel zum Wohlbefinden und zum guten Klima unter den Lehrpersonen bei. «Man sucht den Kontakt untereinander, organisiert gemeinsame Veranstaltungen, wohl gerade deshalb, weil man auch die Möglichkeit hat, sich wieder zurückzuziehen.» Alles Gründe, weshalb das Schulhaus Chriesiweg sehr hoch im Kurs bei den Eltern als Schulort für ihre Kinder steht.

Die ganze Anlage wird als Begegnungsort wahrgenommen. Hier treffen sich Anwohner, Kinder, Jugendliche, Lehrpersonen; ein öffentlicher Fussweg führt über das Areal. «Die Grenzen sind offen, und an schönen Nachmittagen «räblet» es hier draussen.» Und gerade diese zwischenmenschliche Energie steht für die hohe Qualität dieser Anlage für die Nutzer, ist Sylvia Meier überzeugt. ■

Doris Fischer

Weiter im Netz

www.stadt-zuerich.ch
(Suche mit Stichwort «Chriesiweg»)



Schulleiterin Sylvia Meier.



Kleinräumigkeit in grosszügiger Umgebung. Ein revolutionäres Konzept, das auch nach 50 Jahren noch heutigen pädagogischen Anforderungen entspricht .



Viel Luft, viel Natur, viel Platz für Begegnungen fördern das Wohlbefinden und das Lernklima von Kindern und Lehrpersonen.



Die Grenzen zwischen Schulareal und öffentlichem Raum sind offen. Fotos: Philipp Baer

Turmschule, luft- und lichtdurchflutet

Drei Türme bestimmen die Architektur des Zürcher Schulhauses Albisriederplatz. Sie sind durch offene Plattformen verbunden, die sich frei «bespielen» lassen. Eine öffentliche Bibliothek unterstreicht die Funktion der Anlage als Teil des Quartierlebens.

Wie neugierige Riesen schauen die Hochhäuser der nahen Siedlung Hardau auf das Schulhaus Albisriederplatz herab. Dieses duckt sich ein wenig, macht jedenfalls optisch keinen Spektakel. «Mehr sein als scheinen» ist offenbar das Motto dieser im Jahr 2009 vollendeten Anlage für maximal 240 Schülerinnen und Schüler der Oberstufe. Erst der zweite Blick lässt erkennen, dass sich hier über einem durchgehenden Erdgeschoss drei dreistöckige Türme erheben, die durch luftige Terrassen verbunden sind. Das Architekturbüro Studer Simeon Bettler GmbH, Zürich, gestaltete das Projekt. Rund 33 Millionen Franken wurden investiert.

«Die Architektur ist dem Vorbild der Freiluftschulen aus dem frühen 20. Jahrhundert nachempfunden», erläutert uns Schulleiter Andreas Baumann. In Freiluftschulen unterrichtete man damals tuberkulosegefährdete Stadtkinder. «Die Bauweise bewirkt mehr Fassade, somit mehr Fensterfläche und lichtdurchflutete Räume», ergänzt Baumann. «Die Terrassen sind keine Pausenplätze, auch wenn sie gelegentlich so genutzt werden; sie sind als Schulräume gedacht.» Wer hier im Freien arbeitet und lernt, ist in verschiedener Bedeutung «ausgesetzt» – nicht zuletzt dem Westwind, der oft kräftig durch die Anlage bläst. «Aber die Jugendlichen sind gerne draussen, sobald dies das Wetter nur irgendwie zulässt.» Die Terrassen lassen sich auch als Brücken nutzen, über die man vom einen Turm in den anderen gelangt, was Teamteaching und Kooperation erleichtert.

Das Erdgeschoss ist eine polyvalente Halle, in der man Versammlungen abhalten und Feste feiern kann. An ihren Rändern befinden sich Infrastrukturräume, etwa die Küche für die Mensa, aber auch die öffentliche Pestalozzibibliothek. Die Schulzimmer sind in L-Form gestaltet, das ergibt jeweils einen kleineren Bereich, der vom grossen her nicht eingesehen werden kann. Dank Vollverglasung sieht man von Schulraum zu Schulraum; aber abgeschrägte, leicht getönte Scheiben verhindern, dass der Einblick zur Ausstellung wird. «Genial gelöst», lobt Andreas Baumann, «es führte auch dazu, dass wir im Team kulturell näher zusammengerückt sind.» Bei Bedarf lassen sich Vorhänge ziehen – das einzige von der Architektur vorgesehene Farbelement.

Jeder Nachteil kommt aus einem Vorteil

Die Führung durchs Haus vermittelt den Eindruck einer Planung, in der an enorm viel gedacht wurde – und doch nicht an alles. «Wenn ich Nachteile nenne», betont der Schulleiter, «haben die meistens ihre Ursache in einem Vorteil.» Beispiel: Der Preis für grosszügige Aussenflächen wird damit bezahlt, dass die Vorzonen zu den Zimmern, wo die Jugendlichen auf Einlass warten, eng und gefangen sind. «Das kann Unruhe und Gerangel für fünf oder zehn Minuten bedeuten. Aber

wenn ich dafür 50 Minuten Unterricht in guter Umgebung erhalte, dann scheint mir der Akzent richtig gesetzt.»

Gewollt, aber nicht hundertprozentig planbar war die Vernetzung mit der Umgebung. Bis 2006 lag an dieser Stelle eine Stadtbrache, die vor allem als Parkplatz diente. Dann wurde nicht nur das Schulhaus gebaut, sondern auch ein Quartierpark angelegt, wo die Bevölkerung sich trifft, spielt und feiert; grüne Oase im Stadtgewimmel. Gedacht war, dass auch die Schule sich hier ausbreiten und etwa in Nischen des Parks Unterricht stattfinden könnte. Das liess sich nicht durchsetzen, denn der Park «gehört» der Öffentlichkeit und die Schule muss im Zweifelsfall weichen. Was nicht verhindert, dass das Parkpublikum am Wochenende das unmittelbare Vorfeld der Schule nutzt und dort manches zurücklässt, von Bierbüchsen bis Hundekot. Wer reinigt? Dank einem Arrangement mit «Entsorgung und Recycling Zürich ERZ» wird das jeweils am Montag besorgt. Dennoch kommen gelegentlich Ermahnungen an die Schulleitung, doch für etwas mehr Reinlichkeit zu sorgen.

«Erstens kommt es anders, und zweitens, als man denkt...» Albisriederplatz gehört zu den sieben Zürcher Schulen, die ab Sommer 2016 ein Pilotprojekt Tagesschulen durchführen. Das heisst: Die Jugendlichen sind grundsätzlich über Mittag anwesend und finden Betreuung von 7 bis 18 Uhr. Dann braucht es Platz für die unterrichtsfreie Zeit, für ausserunterrichtliche Kurse usw. «Ausserdem benötigen junge Leute Rückzugsmöglichkeiten, wenn sie so lange an einem Ort sind», hält Baumann fest. «Hätte man das schon bei der Planung gewusst, wäre wohl manches ein wenig anders herausgekommen», meint der Schulleiter nachdenklich. Die so raffiniert konzipierte Anlage ist fünf Jahre nach ihrer Einweihung endgültig in der Wirklichkeit angelangt. ■

Heinz Weber

Weiter im Netz

www.stadt-zuerich.ch
(Suche mit Stichwort
«Albisriederplatz»)



Schulleiter Andreas Baumann.



Zwischen den Türmen lassen sich luftige Freiflächen nutzen. Nüchterne Architektur erhält Farbakzente durch Vorhänge und die Kreativität der Jugendlichen.



Dass wenige Meter entfernt der Zürcher Stadtverkehr braust, ist im Parkareal des Albisriederplatz-Schulhauses kaum zu ahnen. Fotos: Philipp Baer



« OH NEIN! IHR KÖNNT DOCH NICHT
EINFACH SO INS SCHULHAUS! IHR MACHT
MIR MEINE SCHÖN SCHWARZEN BÖDEN
AUS DEM TARENTINO KAPUTT! ZIEHT
ALLE DIESE FILZLATSCHEN AN! »

Schneckenhaus und Himmelszelt

«Schulgebäude sind ein Gradmesser für den gesellschaftlichen Stellenwert der Bildung», kommentiert Franziska Peterhans, Zentralsekretärin LCH, den Start der Serie «Bildungsräume».

Das alte Bilderbuch «Schneckenhaus und Himmelszelt» hat mich immer wieder zum Träumen gebracht; es tut alles auf, was man sich im Zusammenhang mit Wohnen denken und wünschen kann. Solche Emotionen muss auch der Schulbau wecken können: Denn Kinder verbringen mit all ihren Bedürfnissen, Stimmungen, mit ihrer fröhlichen Ausgelassenheit und ihren Ängsten einen Grossteil ihrer Zeit in der Schule.

Schule ist längst Lern- und Lebensraum von Kindern geworden; der Schulraum tritt als dritter Pädagoge auf. Atmosphäre und Architektur, eine gut durchdachte und gestaltete Lernumgebung, sind für die Förderung und für das Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen entscheidend. Schulhäuser sollen dazu einladen, hellwach und gegenwärtig zu sein! Und sie sollen die Kinder in ihrer geistigen

«Schulhäuser sollen dazu einladen, hellwach und gegenwärtig zu sein! Und sie sollen Kinder und Jugendliche in ihrer geistigen und seelischen Entwicklung unterstützen.»

und seelischen Entwicklung unterstützen. Das Thema ist seitens der Politik in den vergangenen Jahren völlig unterbewertet worden. Darum ist es von Bedeutung, dass eine Fachzeitschrift wie BILDUNG SCHWEIZ eine Serie über «Bildungsräume» eröffnet. Schul(um)bau soll diskutiert und als Chance begriffen werden, denn in den Schulbau fliesst viel Energie und Geld.

Schulgebäude sind ein guter Gradmesser für den gesellschaftlichen Stellenwert von Bildung. Es gibt alte Schulhäuser, die man betritt und die einem sofort die Wichtigkeit der Schulbildung vermitteln. Heute ist das, was Schulen aussagen, vielfältiger. Kommen Sie zusammen mit BILDUNG SCHWEIZ auf eine Besichtigungstour durch verschiedene Schulgebäude. Lassen Sie sich ein auf die Eigenheiten, die Widersprüchlichkeiten und die Botschaften, die sie ausstrahlen.

Neue Räume für neue pädagogische Ansprüche

Die Reformen und Entwicklungen sind in den vergangenen Jahren zahlreich und herausfordernd in den Schulen angekommen, u. a. mit Blockzeiten, Integration, Tagesbetreuung, Beratung und Therapie. Spiel- und Ruhezeiten, Verpflegung sind in die Schule verlagert worden und führen dazu, dass Kinder sich viel länger in der Schule aufhalten. Dafür braucht es zusätzliche Räume.

Jedes fünfte Kind in der Schweiz ist heute übergewichtig. Viele Kinder sind in ihrer motorischen Entwicklung verzögert. Dem Aussenraum in den Schulen kommt deshalb zunehmend Bedeutung zu – als gesundheits- und bewegungsfördernder Freiraum!

Die Entwicklungen der vergangenen Jahre haben die Arbeit und die Arbeitsbedingungen der Lehrpersonen stark verändert. Sie arbeiten heute in multiprofessionellen Teams und sind längst nicht mehr allein für eine Klasse zuständig. Ruhige Arbeitsplätze gehören ebenso zur professionellen Einrichtung wie Besprechungsräume, eine zeitgemässe technische Ausstattung oder Räume für Weiterbildungen. Auch in der Gestaltung der Arbeitsräume für Lehrpersonen zeigt sich die Wertschätzung der Gesellschaft.

Planung mit allen Beteiligten

Für Behörden ist die Schulraumplanung eine anspruchsvolle und komplexe Aufgabe. Sie bewegen sich zwischen Schülerzahlprognosen, Bevölkerungsentwicklung, Bauvorschriften, Wünschen, Visionen und Steuerfussdiskussionen. Die richtigen Leute früh in die Planung mit einzubeziehen, ist deshalb ein Muss. Es ist wichtig, dass bereits in der Planungsphase alle Akteure mit ihrem grossen Wissens- und Erfahrungsschatz einbezogen werden. Es reicht nicht, wenn Lehrpersonen die Farbe der Sonnenstoren auswählen dürfen. Ein Schulumbau oder -neubau braucht die Lehrpersonen so sehr wie die Architektinnen und Architekten. Nur so entsteht ein Haus, in dem sich Kinder wohl fühlen und gut lernen und Lehrpersonen professionell arbeiten können! ■



Franziska Peterhans, Zentralsekretärin LCH, Gründungsmitglied des Netzwerks Bildung und Architektur.

Erste Schritte: Gut diskutieren, besser bauen

Text: Christine Steiner Bächli

Schulraumplanung beginnt lange vor dem Projektwettbewerb. Welches die einzelnen Schritte und das Vorgehen sind, beschreibt die Architektin und Bauplanerin Christine Steiner Bächli anhand der Schulraumerweiterung der Schule Meilen.



«Wir haben zu wenig Platz!» «Uns fehlen die Gruppenräume.» «Der Bewegungsbereich muss erweitert werden.» «Wir brauchen in zwei Jahren drei zusätzliche Schulzimmer.» So lauten typischerweise Anfragen von Schulen und Schul- und Gemeindebehörden an Schulraumplanerinnen und -planer. Bis zum Zeitpunkt der Anfrage haben die zuständigen Stellen meist schon viele Überlegungen angestellt und einige Entscheide gefällt.

Genau da sehen wir von der beratenden Seite jeweils den Ansatzpunkt für unsere Fragen: Wurde das Problem richtig erfasst? Wurde der Prozess darauf basierend geplant? Und wurden die relevanten Stakeholder, die Betroffenen, die Entscheidungsträger und die Politik in den Prozess involviert? Wir erlauben uns hier, einen Schritt zurückzugehen zur ursprünglichen Fragestellung. Es ist uns wichtig, zu verstehen, warum ein Bedürfnis aufgetreten ist oder warum man welchen Prozess gewählt hat. Grundsätzlich versuchen wir in drei Schritten vorzugehen: Zuerst führen wir eine

«Als erster Gedanke steht zur langfristigen Deckung des Schulraumbedarfs häufig eine Erweiterung durch einen Neubau im Vordergrund. Es lohnt sich jedoch, weitere Lösungsansätze zu prüfen.»

detaillierte Problemanalyse durch, dann setzen wir einen passenden Prozess zur Problemlösung auf und gleichzeitig prüfen wir das geeignete Mass an Mitwirkung.

In einem ersten Schritt gilt es, die Problemstellung gründlich zu analysieren: Was ist der Grund für die Anfrage? Deckt sich die Anfrage auch mit der tatsächlichen Problemstellung? Sind die Ursachen für die Anfrage oder aber die Problemstellung da, wo kommuniziert, oder anderswo zu suchen? Gleichzeitig überprüfen wir, welches die Rahmenbedingungen sind und wie aufgrund derer eine Problemlösung möglich ist. Ist der zusätzliche Bedarf eine langfristige Perspektive? Ist der Auslöser für den Bedarf pädagogischer, räumlicher oder betrieblicher Natur? Wie sieht die finanzielle Situation der Schulgemeinde aus? Ist die politische Unterstützung für eine Entwicklung gegeben?

Vor ein paar Jahren erhielt das Planungsbüro Ernst Basler + Partner die Anfrage der Gemeinde Meilen, sie bei der

Entwicklung des Projekts Schule Feldmeilen zu unterstützen. Feldmeilen ist einer von drei Schulstandorten der Gemeinde Meilen. Aufgrund einer regen Bautätigkeit zeichnete sich ab, dass die bestehende Schulanlage über kurz oder lang den Bedürfnissen nicht mehr entsprechen würde. Zudem fehlten für das überarbeitete pädagogische Konzept einzelne Funktionen wie Gruppenräume und Bewegungszonen. Dies ist ein häufiges Szenario in einer Gemeinde, Stadt oder Region. Schulraumplanung heisst deshalb generell, sich mit dem Prozess der Bedarfsermittlung, der Lösungsstrategien und der Projektentwicklung auseinanderzusetzen. Ziel ist dabei, den prognostizierten Schulraum mit einem vorgegebenen pädagogischen Konzept zum erforderlichen Zeitpunkt zur Verfügung zu stellen.

Als erster Gedanke steht zur langfristigen Deckung des Schulraumbedarfs häufig eine Erweiterung durch einen Neubau im Vordergrund. Es lohnt sich jedoch, weitere Lösungsansätze zu prüfen. Um die zukünftigen Bedürfnisse hinsichtlich Grösse, Funktion und Betrieb abschätzen zu können, ist eine gesamtheitliche Betrachtung nötig. Dabei sind neben den baulichen insbesondere auch die pädagogischen und funktionalen Aspekte auf Basis von Schulbau-richtlinien und Erfahrungen einzubeziehen. Damit können sowohl die pädagogischen, wirtschaftlichen und gestalterischen Ansprüche ausgewogen berücksichtigt werden.

Neu bauen oder Bestehendes umbauen?

Eine Schulraumprognose zeigt, wie sich die Schülerzahlen in Zukunft entwickeln, welcher Schulraumbedarf oder gar welche Schulraumtypen zu erwarten sind und welche Strategie zur Bedarfsdeckung zu empfehlen ist. Auf der Basis der Schulraumprognose können dann unterschiedliche Entwicklungsszenarien und die Bedarfsanalyse für neue oder bestehende Standorte erarbeitet werden. Die jeweiligen Entwicklungsszenarien werden einander gegenübergestellt und in Bezug auf Standort, Nutzen, Wirtschaftlichkeit, Flexibilität etc. verglichen und beurteilt. Die Bedarfsanalyse definiert den erforderlichen Nutzungsbedarf sowie die betrieblichen und pädagogischen Vorgaben. Diese Grössen werden als Basis für die Projektentwicklung festgehalten.

Zurück zur Schule Feldmeilen: Nach Vorliegen der Schulraumprognose aufgrund der Entwicklung der Schülerzahlen analysierten wir als Planungsinstanz in einem ersten Schritt die bestehenden Gebäude. Dies erfolgte einerseits aus baulicher, zum anderen aus pädagogischer Sicht. Die pädagogischen Kriterien erarbeiteten wir zusammen mit der Schule und legten sie für den folgenden Prozess fest. Zudem überprüften wir die pädagogischen Qualitäten der einzelnen Raumtypen. Aus baulicher Sicht wurden die Gebäude aus

drei verschiedenen Bauphasen analysiert und bezüglich ihrer Weiterverwendbarkeit beurteilt. Ebenso erfolgte eine Beurteilung aus politischer Sicht. Mit welchen Gebäuden ist die Bevölkerung besonders verbunden? Welche Interessensgruppen sind vorhanden? Auf dieser Basis erarbeiteten wir die groben Entwicklungsszenarien.

Auf die Beurteilung und Bewertung der Entwicklungsszenarien folgt die Vertiefung der Lösungsansätze. Mit Hilfe der Machbarkeitsüberprüfung können räumliche und betriebliche Aspekte im Detail untersucht werden, sodass sich projekt- und baurelevante Rahmenbedingungen formulieren lassen. Insbesondere lassen sich Aussagen zu Themenbereichen wie Realisierbarkeit des Schulraumbedarfs (Raumprogramm) auf dem zur Verfügung stehenden Areal (Erweiterungs- und Sanierungskonzept), die Gegenüberstellung von Varianten und Aufzeigen der Vor- und Nachteile, sowie die Gegenüberstellung der Investitionskosten und Beurteilung der Wirtschaftlichkeit machen. Erst jetzt, auf Basis der Machbarkeitsprüfung kann das Entwicklungsprojekt

definiert werden. Die gewonnenen Erkenntnisse und Entscheide werden entsprechend in der Projektdefinition zusammengefasst. Diese bildet nun die Basis für die Weiterentwicklung des Projekts.

Mehrstufiges Verfahren

Nun gilt es, das Verfahren zur Entwicklung des Projekts zu definieren: die Auswahl eines geeigneten Planungsteams, die Planung und die Ausführung des Vorhabens. Das geeignete Verfahren ist abhängig von der Projektgrösse, des Zeitbudgets und der Finanzen. Zudem sind für öffentliche Verfahren die Vorschriften des Vergabewesens zu beachten.

Nochmals zurück zu Feldmeilen: Aufgrund der Grösse des Vorhabens war klar, dass für die Suche des Planungsteams eine öffentliche Ausschreibung nötig war. Nun war zu überlegen, was das geplante Verfahren leisten musste. Auch wenn mit der Projektdefinition die Aufgabe klar umrissen war, erschien diese für die Planer doch sehr komplex. Deshalb war es für die Bauherrschaft wichtig,



Lernzonen in den Korridoren sind multifunktional nutzbar, beispielsweise für klassenübergreifende Projekte oder Ausstellungen, als Lern- oder Aufenthaltszonen. Visualisierung: Arbeitsgemeinschaft neon bureau AG + Ruppener Deiss Architekten GmbH

allfällige Korrekturen während des Prozesses einbringen zu können. Entsprechend wurde ein zweistufiges Verfahren mit unterschiedlichen Fragestellungen für beide Phasen gewählt. In der ersten Phase wurde das grobe Konzept erarbeitet und dann seitens Bauherrschaft beurteilt. Auf dieser Basis wurden dann fünf Lösungsansätze ausgewählt, die in der zweiten Phase mit Inputs der Bauherrschaft vertieft wurden.

Moderation und Mitwirkung fördern die Akzeptanz

Wie stellt man nun sicher, dass das Projekt von allen Beteiligten getragen, von der Lehrerschaft und den Behörden, dann vom Souverän unterstützt und zum Schluss von den Schülerinnen und Schülern angenommen und belebt wird? Die Mitwirkung der unterschiedlichen Interessengruppen muss sorgfältig abgewogen und geplant werden. Wo ist eine Einbindung überhaupt wünschbar? Wo ist eine intensive Mitwirkung möglich und wo eher eine transparente Kommunikation gefragt? Mitwirkung provoziert Erwartungen. Können diese aber auch breit aufgenommen und umgesetzt werden? Und wer ist das richtige Publikum? Welche Fragen sind zu stellen und wer kann diese beantworten? Entsprechend gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten, die Stakeholder in den Prozess einzubeziehen; mit

Informationsveranstaltung, Mitwirkungsveranstaltung oder Echoräumen – punktuell oder kontinuierlich.

Im Projekt Feldmeilen gibt es verschiedene Konzepte und Ansätze für unterschiedliche Interessengruppen: Die breite Bevölkerung wird mit Infoveranstaltungen über den Projektstand informiert. Lehrerschaft und Behörden sind in der Baukommission vertreten. Und in der ersten Projektphase gab es eine Arbeitsgruppe aus der Lehrerschaft, die sich vertieft mit den Nutzungsaspekten auseinandersetzt.

Das angeführte Beispiel Feldmeilen ist ein eher grösseres Vorhaben. Die angesprochenen Schritte zur Problemanalyse und -lösung gelten jedoch genauso bei kleinen Projekten. Brauchen wir zwei neue Schulzimmer, sind diese wirtschaftlich möglich, können wir den Zusatzbedarf durch Mehrfachnutzung auch abdecken oder kann der Zusatzbedarf durch ein neues Konzept der Nutzung abgedeckt werden? Ein genaues Hinsehen, ein klarer Einbezug der Betroffenen und ein stringenter Prozess sind die Basis für den Projekterfolg und eine langfristige Problemlösung und die Basis für guten, zukunftsfähigen Schulraum. ■

Die Autorin

Christine Steiner Bächli ist dipl. Architektin und Leiterin Bau- und Immobilienberatung bei Ernst Basler+Partner in Zürich.

«Jeder Raum soll zum Lernen anregen»

Ein Augenschein bei den mitplanenden Nutzerinnen und Nutzern in Meilen.

Heute werden in Feldmeilen 19 Klassen vom Kindergarten bis zur 6. Klasse in verschiedenen Gebäuden unterrichtet. Nach Fertigstellung der neuen Schulanlage in drei bis vier Jahren finden 20 Klassen darin Platz. Die Gemeinde Meilen – mit den einzelnen «Wachten» Meilen, Feldmeilen, Dorfmeilen und Obermeilen – wächst seit Jahren und braucht dringend mehr Schulraum. Immer wieder hat die Gemeinde Schulanlagen erweitert und Provisorien erstellt; unterdessen gibt es zehn verschiedene Schulgebäude aus unterschiedlichen Epochen. «Es wurde Zeit für ein neues Konzept und eine Neugestaltung der Schullandschaft», erklärt Markus Hofmann, Vizepräsident der Schulpflege.

Aber nicht nur steigende Schülerzahlen, sondern auch neue Unterrichtsformen, schulergänzende Betreuung, Therapieangebote und Fachunterricht erfordern zusätzlichen Raum. «Wir wollen eine innovative Schule bleiben und der Schulqualität weiterhin einen hohen Stellenwert einräumen»,

betont Hofmann. «Im Vordergrund stehen dabei Überlegungen, was die Kinder im Schulalltag brauchen und wie sie am besten lernen können.»

Eine lernförderliche Schule braucht nach Ansicht von Jörg Walser, Rektor der Schule Meilen, nicht unbedingt mehr Platz. «Wir werden im neuen Schulhaus für die einzelnen Klassen nicht mehr oder grössere Räume zur Verfügung haben. Die Raumgrössen orientieren sich nach wie vor an den Richtlinien des Kantons. Unser Wunsch an die Architektur war jedoch, die Verkehrsflächen optimal als zusätzliche Lernorte nutzbar zu machen, sowohl im Aussen- als auch im Innenbereich.»

Lernzonen als unverzichtbares Element

Was heisst das konkret? Im neuen Projekt entstehen in den Korridoren und Zwischenzonen offene Lernräume. Im Erdgeschoss sind neben der Aula unter anderem ein Lern-

zentrum, die Bibliothek, die Mediathek, der Computerraum und zusätzliche Arbeitsplätze vorgesehen. Das Lernzentrum soll sowohl von Lehrpersonen als auch von Schülerinnen und Schülern genutzt werden.

Im Obergeschoss des C-förmigen Komplexes sind die Klassenzimmer mit je einem direkt verbundenen Gruppenraum angeordnet. Den Klassenzimmern vorgelagert sind sogenannte Lernzonen. «Diese sind nicht einem bestimmten Klassenzimmer zugeordnet, sondern lassen sich von allen Lernenden flexibel nutzen und sollen zum kreativen Lernen motivieren», betont Walser. Konkret könnte er sich vorstellen, dass diese Lernzonen thematisch genutzt würden, beispielsweise für naturwissenschaftliche, sprachliche, musische oder handwerkliche Projekte, je nach Vorstellung der Lehrerinnen und Lehrer.

Diese Lernzonen stünden in der pädagogischen Diskussion seit Beginn der Planung stark im Zentrum, betont Walser. Von dieser Idee sei die Schule auch nicht abgerückt,

«Unser Wunsch an die Architektur war, die Verkehrsflächen optimal als zusätzliche Lernorte nutzbar zu machen, sowohl im Aussen- als auch im Innenbereich.»

wenn irgendwo Abstriche gemacht werden mussten. «Das A und O bei der Planung ist ein gutes pädagogisches Konzept, an dem man sich immer wieder ausrichten kann», ist Jörg Walser überzeugt. «Jeder Raum soll zum Lernen anregen.»

Mitsprache in der Arbeitsgruppe

Wie konnten die an der Schule beteiligten Personen ihre Vorstellungen einbringen? Markus Hofmann erklärt, dass zu Beginn der Planung eine Arbeitsgruppe unter anderem mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Lehrerschaft, Fachlehrpersonen der Handarbeit, aus dem Therapiebereich, aus dem Bereich neue Medien, der Hauswart... in die Diskussion mit einbezogen wurde. So seien beispielsweise Wünsche des Kindergartens nach einer Kochgelegenheit und nach einem Bewegungsraum, möglichst nahe am Klassenraum gelegen, berücksichtigt.

Ebenfalls aus der Lehrerschaft sei die Anregung nach guter Kanalisierbarkeit der Schülerinnen und Schüler in den Eingangsbereichen eingeflossen. «Wir haben uns in dieser Phase sehr viel Zeit genommen und uns aus verschiedenen Blickwinkeln gefragt, was wir brauchen», erläutert Markus Hofmann.

Eine unverzichtbare Hilfe sei in dieser Phase die Begleitung durch das Planungsbüro Ernst Basler+Partner mit Christine Steiner Bächli (vgl. vorherige Seiten) gewesen. Diese Fachleute leiteten den ganzen Prozess, gaben den Beteiligten Sicherheit und hielten alles dokumentarisch fest. So konnten denn die Wünsche auch in das 82 Seiten umfassende Programm des Projektwettbewerbs einfließen. Die Bauberatung als Aussensicht und als Vermittlerin zwischen den verschiedenen Interessen sei sehr wichtig, meint Jörg Walser. «Wenn die Zusammenarbeit seriös abläuft, liefert dies auch die nötigen Argumente in der Diskussion mit den politischen Behörden.»

Dass auch Abstriche gemacht werden mussten, war klar. «Natürlich hätten wir gerne noch mehr Raum gehabt.» Aber nachdem das Projekt aufgelegt und das Kostendach – rund 36 Millionen Franken – feststand, hätte man alles darangesetzt, dieses auch einzuhalten. So habe man beispielsweise den Lehrerbereich verkleinert, mittels einer Estrade aber für den fehlenden Teil dennoch eine gute Lösung gefunden. Und natürlich hätte man auch noch vermehrt Eltern und Kinder in die Planung miteinbeziehen können, gibt sich Jörg Walser selbstkritisch. Jede Mitwirkung schürt aber auch Hoffnungen, die man dann nicht unbedingt alle erfüllen kann.» ■

Doris Fischer

Weiter im Netz

www.schulemeilen.ch



Jörg Walser, Rektor der Schulen Meilen. Foto: Doris Fischer

Abschied vom Container – auf ins neue Schulhaus Hasel

Bild und Text:
Roger Wehrli

Teil 3 der Serie
«Bildungsräume»

Provisorien haben oft ein zähes Leben. Vor 22 Jahren stellte man neben dem Schulhaus Hasel in Spreitenbach die ersten Container auf, nun steht die Eröffnung des Neubaus kurz bevor. Die Schulleiterin liess die Kinder ihre Wünsche und Ideen zum neuen Schulhaus aufzeichnen. Einige davon werden Wirklichkeit.



Nach den Sommerferien wird der Schulbeginn vielen Lehrpersonen und Kindern in Spreitenbach leichter fallen als sonst: Das neue Primarschulhaus Hasel öffnet seine Tore pünktlich zum Schuljahr 2015/16. Jedoch handelt es sich hierbei nur um eine Zwischenetappe. Spreitenbach, rund 11 000 Einwohnerinnen und Einwohner, davon 51% ohne Schweizer Pass, mitten in der boomenden Region Limmattal gelegen, benötigt in Zukunft noch mehr Schulraum.

Gelb, grün und rot soll es werden, das neue Schulhaus Hasel in Spreitenbach. Vom Dach, wo eine Fahne im Winde weht, führt eine Rutschbahn bis auf den Pausenplatz hinab, auf dem Obstbäume zum Klettern und Naschen verführen. Eine schwindelerregende Aussentreppe macht es möglich, wieder aufs Schulhausdach zu gelangen. Zweimal in der Woche gibt es Schwimmunterricht, gar dreimal wöchentlich gehts ins Turnen. Im Klassenzimmer, das viele grosse Fenster hat, sind alle ruhig und nett miteinander. – So stellten sich das jedenfalls die Kinder auf ihren Zeichnungen des Neubaus vor.

Zumindest der Wunsch nach grossen Fenstern in den neuen Schulzimmern wird in Erfüllung gehen. Hell und grosszügig versprechen die Räume zu werden, manche gar mit Balkon versehen. Jeweils zwei Schulzimmer, welche je eine Klasse desselben Jahrgangs beherbergen, sind durch einen Gruppenraum getrennt, der von beiden Schulklassen genutzt werden kann. Aber auch sonst scheinen sich die Architekten die Pläne und Zeichnungen der Kinder genau angesehen zu haben. So soll auf dem Schulareal tatsächlich ein Garten mit Obstbäumen angelegt werden, und auch

eine weitere Turnhalle zur bestehenden ist im Bau. Auf abenteuerliche Details wie etwa die Rutschbahn werden sie allerdings verzichten müssen.

Der lange Weg zum neuen Schulhaus

Bettina Stade, seit zwölf Jahren Schulleiterin im Schulhaus Hasel, liess sämtliche Kinder ihre Wünsche und Ideen zum Schulhausneubau zeichnen und aufschreiben. Die Flut bunter Blätter und origineller Skizzen hängte sie im schummrigen Korridor des alten Schulhauses auf, so dass die Baukommission und die Architekten bei jedem Gang durch das Schulhaus daran vorbeikamen. Während die einen die Zeichnungen keines Blickes würdigten, hätten andere sich Zeit genommen, die Kinderzeichnungen eingehend zu studieren, erinnert sich Bettina Stade. Für sie war und ist das neue Schulhaus eine Herzensangelegenheit. Wäre der Schulhausneubau vom Gemeinderat nicht bewilligt worden, hätten sich einige Lehrpersonen wohl «neu orientiert», sagt die Schulleiterin.

In der Tat war das neue Gebäude längst überfällig. Vor mittlerweile 22 Jahren wurden neben dem Schulhaus zwei Container aufgestellt, um die Schulklassen unterzubringen. Sieben Jahre später folgten zwei weitere Provisorien. Der Bevölkerungsdruck musste gross genug werden, bevor man sich ernsthaft mit dem Schulhausprojekt auseinandersetzen mochte. Zusätzlichen Raum benötigt auch die Umstellung von früher fünf auf heute sechs Jahre Primarschule. Aber die Planung des Neubaus brauchte ihre Zeit. Bettina Stade war in allen dafür notwendigen Kommissionen mit dabei:



Ein Korridor im neuen Schulhaus: Endlich gibt es viel Licht und viel Platz für Kinder und Lehrpersonen.

in der Wettbewerbskommission, die ihre Arbeit im Frühling 2011 aufnahm und sich einstimmig für eines von acht eingereichten Bauprojekten entschied, gefolgt von der Projektkommission, die zusammen mit dem Architekturbüro (Hertig Noetzi, Aarau) an den Details feilte, und schliesslich in der Baukommission, die das Fortschreiten des auf 25 Millionen Franken veranschlagten Neubaus überwacht.

In den Sommerferien erfolgt der Umzug, danach wird das alte Schulhaus Hasel totalsaniert. Dies dauert ein weiteres Jahr. Der Baulärm wird auch in nächster Zukunft noch ein Thema sein, grenzt doch das neue Gebäude direkt an das alte. Im vergangenen Jahr versuchte man, die lärmintensivsten Arbeiten auf den Mittwochnachmittag oder die Schulferien zu verlegen. Trotzdem kam es immer wieder vor, dass kreischende Sägen oder ohrenbetäubender Bohrlärm das Unterrichten beeinträchtigte.

Ungemütliche Zeiten im Container

Wenigstens davor waren die Schulklassen, welche in den Containern untergebracht sind, verschont. Sie haben dafür mit anderen Problemen zu kämpfen: Im Winter war man gut beraten, auch in den Klassenräumen warme Kleider zu tragen. Noch schwieriger sind die klimatischen Verhältnisse im Frühling, wenn die Nächte noch kalt, die Tage aber warm sind. Da die Heizung träge ist, wird sie einfach auf vollen Touren laufen gelassen. Das hatte im April zur Folge, dass das Thermometer nachmittags auf 34 Grad anstieg. Wenn es stark regnet, dringt da und dort Wasser ins Gebäudeinnere. Um Pfützen auf dem Boden zu vermeiden, wurden kleine Kessel unter die Decke gehängt. Ein Kuriosum ist auch das Büro der Schulsozialarbeit, ist es doch ein kleines Zimmer innerhalb eines Schulzimmers – mit der Folge, dass sowohl die Schulsozialarbeiterin wie auch ihre Klientel das von einer DaZ-Gruppe besetzte Zimmer durchqueren muss.

Schon bald wird an die gegenwärtigen Zustände nichts mehr erinnern. Mit dem Einzug in das neue Schulhaus werden die Container verschwinden, dadurch wird der Pausenplatz um einiges grösser. Auch der Baustelle wegen ist die Bewegungsfreiheit der Kinder momentan noch sehr eingeschränkt. Das führt einem vor Augen, was das Wort «Dichtestress» in Wirklichkeit bedeutet. Ist das Projekt Schulhaus Hasel abgeschlossen, werden hier bis zu 24 Schulklassen, ein Doppelkindergarten und Tagesstrukturen eine Heimat finden. Aber Spreitenbach wächst weiter: Gab es im Jahr 2003 dreizehn Kindergärten, sind es heute deren siebzehn. Das noch im Bau stehende Schulhaus Hasel reicht für kommende Generationen schon nicht mehr aus. Aus diesem Grund wird bereits über den Bau eines weiteren Schulhauses nachgedacht. ■



Das neue Schulhaus liegt Schulleiterin Bettina Stade (r.) am Herzen.



Bunt mit Rutsche: Skizzen und Vorschläge von Kindern für den Neubau.



Das Provisorium schützt nur ungenügend vor Kälte, Hitze und Regen.



Bis zum Schulstart gibt es im neuen Haus noch viel zu tun.

Ein Ort für individuelles Lernen

Text:
Adrian Albisser

Fotos:
Christoph Imseng

Fast schon wurde er ausgemustert – jetzt hat die Schule Seengen mit dem alten Holzpavillon einen Bildungspreis für pädagogische Innovation gewonnen. Die unterschiedlich grossen Räume motivieren zum kreativen Lehren und Lernen.



«Ta-ga-te-ge, ta-te, ta-te, ta-ga-te-ge.» Langsam klatscht Leah den Rhythmus vor, Chiara spricht die Silben dazu und versucht, mitzuklatschen. Es ist Montagnachmittag, die Schule ist aus, doch im Pavillon der Schule Seengen ist einiges los. Chiara muss die Taktsprache üben, und sie will wissen, was ein Rondo ist. Da kommt Leah wie gerufen. Die Bez-Schülerin arbeitet als Lerncoach im «Lernort Pavillon-Lernatelier». Heute hilft sie der Sechstklässlerin Chiara und zeigt ihr, wie sie die vorgegebenen Rhythmen selber klatschen kann. Die beiden sitzen im kleinen Aufgabenraum des Pavillons. Auch in den Räumen nebenan herrscht Betrieb.

Umgeben von den Primar- und Oberstufenschulhäusern, die architektonisch aufgeräumt daherkommen, wirkt der Holzpavillon mitten auf der Schulanlage etwas aus der Zeit gefallen. Ursprünglich diente er der Gemeinde Seengen am Hallwilersee als Verwaltungstrakt, später wurde er zum Lehrerzimmer und zum Kursort für den Samarterverein umfunktioniert. 2012 fand das Lehrerzimmer in einem neuen Schulhaus Platz. Die Gemeinde plante, den

«Wir vermitteln mit dem Pavillon wichtige Botschaften: Freiwilliges Lernen ist in, Schüler helfen Schülern, alle profitieren.»

Pavillon abzubauen. Doch Schulleiter Urs Bögli konnte den Gemeinderat umstimmen. Der Pavillon blieb und das Projekt «Lernort Pavillon-Lernatelier» nahm seinen Lauf.

«Wir stellten uns in den vergangenen Jahren immer wieder die Frage, wie wir die Heterogenität und Individualität der Kinder und Jugendlichen aufgreifen können», erklärt Urs Bögli. Seit 2009 ist die Schule Seengen am Hallwilersee eine integrative Schule. Möglichst alle Kinder und Jugendlichen sollen in Regelklassen lernen können, auch wer Lernschwierigkeiten hat oder hochbegabt ist. Damit das gelingt, ist spezielle Förderung notwendig. «Mit dem 2012 lancierten «Lernort Pavillon-Lernatelier» wollen wir unsere Förderangebote konzentrieren und dem eigenverantwortlichen und individuellen Lernen einen Ort geben», sagt Urs Bögli.

Einstein, Steinbruch, Ateliers

Als Vorteil erwies sich die Raumaufteilung des Holzpavillons mit seinen kleinen und mittelgrossen Zimmern. Darin entwickelten sich in den drei Jahren unterschiedliche Nutzungsformen. Neben dem kleinen Aufgabenraum, in welchem Leah Chiara bei den Hausaufgaben hilft, stehen sechs weitere Räume zur Verfügung: ein grosser Aufgabenraum,

der die Begabtenförderung «Einstein» beherbergt. Ein Schulzimmer mit zehn Arbeitsplätzen, genutzt für Einzel- oder Gruppenarbeiten und für die integrative Schulung (IS) lernschwacher Kinder und Jugendlicher. Ein Spielraum, der gleichzeitig mit einer Küche ausgerüstet ist. Ein Lernatelier mit 15 Einzelplätzen für mucksmäuschenstilles Arbeiten. Eine Werkstatt, in der ein Sonderschüler beispielsweise den schuleigenen Pausenkiosk gezimmert hat. Und der «Steinbruch» – hierhin kommen Jugendliche, die sich eine Strafe eingefangen haben. Sie sägen Brennholz zu, stellen Produkte her und verdienen so das Geld, das Lerncoaches wie Leah für ihre Hausaufgabenhilfe erhalten.

Noch vor dem Beginn des Projekts 2012 war klar, dass der Pavillon kostenneutral funktionieren muss. Ausgemusterte Schulmöbel kamen zu einem unverhofften Revival, ansässige Unternehmen wurden für Sachsponsoring angefragt. Die Betreuung im Pavillon von Montag bis Freitag von 7.30 bis 11.50 und 13.20 bis 17 Uhr übernehmen die Oberstufenlehrerin Caroline Bosshard und der Heilpädagoge Hanspeter Neeser. Die Schule finanziert diese Betreuung durch die vom Kanton bewilligten IS-Lektionen. Ein wichtiger Bestandteil sind zudem die Lerncoaches, die nach dem Motto «Schüler für Schüler» im Pavillon mithelfen. Aktuell teilen sich vier Lerncoaches in ihrer schulfreien Zeit die Einsätze, sie erhalten pro Stunde zehn Franken.

Während der dreijährigen Projektdauer hat vor allem die freiwillige Lernzeit vor oder nach dem Unterricht deutlich zugenommen. Wer im Pavillon lernt, trägt sich in einem Präsenzbuch ein. Dadurch lassen sich die Frequenzen auf den Tag genau analysieren. «Im Schuljahr 2013/14, dem zweiten Projektjahr, zählten wir knapp 8000 Lektionen. Diese Zahl bezieht sich auf einzelne Schüler pro Lektion», sagt Urs Bögli. Der Pavillon habe sich etabliert, bei den Schülerinnen und Schülern, bei den Lehrpersonen und bei den Eltern. Aussagen wie «Ich profitiere von den Lerncoaches» oder «Man kann in Ruhe arbeiten» bestärkten die Verantwortlichen darin, den eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen.

Wenn auch baulich nicht das Prunkstück der Schulanlage, so sieht Urs Bögli im «Lernort Pavillon-Lernatelier» doch so etwas wie das heimliche Zentrum der Schule Seengen. «Wir vermitteln mit dem Pavillon wichtige Botschaften: Freiwilliges Lernen ist in, Schüler helfen Schülern, alle profitieren.» Und so ist für die Schule und die Gemeinde schon jetzt klar, dass mit dem Ende des Holzpavillons, der 2018 definitiv weichen muss, ein ähnlicher Bau dieses Konzept weitertragen und ausbaufähig machen soll.

Andere Schulen sind interessiert

Die Pädagogische Hochschule FHNW hat die Schule Seengen für den «Lernort Pavillon-Lernatelier» ausgezeichnet und ihr Ende März den mit 10 000 Franken dotierten Jan-Amos-Comenius-Preis verliehen. Die Jury begründete den Entscheid mit dem gelungenen Nebeneinander von individualisierenden Lernangeboten. Es handle sich um einen innovativen Ansatz, wie eine Schule mit einem ganzheitlichen Konzept auf Heterogenität reagiere: personalisieren, ohne auszuschliessen. Und dieses Konzept strahlt über die Gemeindegrenzen hinaus. 10 bis 15 Schulteams besuchen die Schule Seengen jährlich, um sich einen Eindruck des Lernpavillons zu verschaffen.

Seit Anbeginn im Projekt «Lernort Pavillon-Lernatelier» involviert sind Oberstufenlehrerin Caroline Bossard und Heilpädagogin Hanspeter Neeser. Sie teilen sich die Leitung des Pavillons. Beide unterstützen die Kinder und Jugendlichen beim Lernen, organisieren und bereiten Material vor und führen IS-Lektionen im Pavillon durch. Sie schätzen den handlungsorientierten Ansatz dieses Projekts. «Wir bieten unterschiedliche Zugänge zum Lernen, das wirkt befruchtend», sagt Hanspeter Neeser. «Es kommt immer wieder vor, dass sich Kinder gegenseitig über die Schulter schauen und voneinander wissen wollen, was sie machen.» Im Austausch mit Bildungsfachleuten treffe man durchaus kritische Stimmen an, die den Seenger Lernpavillon als zu wenig integrativ bezeichneten, weil die Kinder hier ausserhalb des Klassenverbands arbeiteten, sagt Neeser. «Doch in meinem Augen ermöglichen wir eine funktionierende und ehrliche Form von Integration. Wir verstehen unser Projekt als Beitrag dazu, die Lehrpersonen zu entlasten und die Kinder und Jugendlichen an ihrem individuellen Lern- und Wissensstand abzuholen.»

Mittlerweile ist es im kleinen Aufgabenraum im Pavillon ruhig geworden. Chiara hat die Rhythmen im Griff und kann anhand eines Beispiels das Rondo erklären. Sie verabschiedet sich von Leah und Hans-Peter Neeser und macht sich auf den Heimweg. Aber nicht ohne vorher zu versichern: «Ich komme morgen wieder.» ■

Weiter im Netz

www.fhnw.ch
www.schule-seengen.ch



Lerncoach Leah (links) hilft Chiara «taktvoll» auf die Sprünge.



Zwar ist der Holzpavillon etwas aus der Zeit gefallen, aber als Lernort für Schülerinnen und Schüler äusserst anregend.



15 Einzelplätze im Lernatelier dienen zum muckmäuschenstillen Arbeiten.

«Das Schulhaus ist fertig, Helene!»

Der Architekt kommt nach Hause. Seine Frau fragt beim Abendessen: «Und, wie war die Sitzung?» «Die Hölle, Helene! Lauter Ignoranten und Banausen! Ich hätte es wissen sollen: Lehrer! Schulhausabwart! Schulpräsident! Schulamt! Auf einem Haufen! Zum Kotzen, ehrlich. Da hirnst und planst du monatelang Tag und Nacht, baust ein geniales Schulhaus, eines, das in Architekturzeitschriften gelobt wird wegen seiner Eleganz und meditativen Stärke und dann kommen die mit ... Ach, ich mag gar nicht darüber reden, es ist sowas von ... Und du solltest inzwischen auch gemerkt haben, dass ich keine Eier mag im Salat ...

Schon damals, mein erster Entwurf, erinnerst du dich, der Widerstand, als ich alles durchlässig machen wollte, die Klassenräume nur mit Glas getrennt voneinander. Nein, um Gottes willen! Lernen müsse im geschützten Rahmen geschehen, hiess es, Konzentration gehe verloren, ausserdem kein Stauraum. Und so viel Glas sei reinigungstechnisch ein Unsinn. Wenn ich etwas gemerkt habe: Oberste Priorität hat tatsächlich – lach nicht – der Stauraum! Das tut weh, dass ich diesen Entwurf nicht durchsetzen konnte.

Und heute hiess es, der Gang sei ungenügend isoliert. Es sei ein Heidenlärm vor und nach dem Unterricht. Hast du sowas schon gehört, Helene? Ich hab ihnen aber Kontra gegeben. Ob sie nicht gerne Kinderlachen hörten, hab ich sie gefragt. Der Lärm sei aber unverhältnismässig und man

«Und heute hiess es, der Gang sei nicht genügend isoliert. Es sei ein Heidenlärm vor und nach dem Unterricht. Hast du sowas schon gehört, Helene? Ich hab ihnen aber Kontra gegeben. Ob sie nicht gerne Kinderlachen hörten, hab ich sie gefragt.»

wolle eine Messung. Du verstehst das zwar nicht, aber auch wenn die Messung höher ausfallen sollte – eine stärkere Isolierung ist nicht mehr möglich! Das Schulhaus ist fertig, Helene! Dann meckerten sie noch, die Klassenzimmer seien zu klein. Ich hab die Vorschriften rausgesucht und beweisen können: Quadratmeterzahl noch im erlaubten Bereich. Aber sie hakten nach: Weshalb an der unteren Limite und nicht an der oberen? Ich hätte vom breiten Gang etwas wegnehmen sollen. Jaja, der Gang passt ihnen nicht. Hätte ihn auch füllen sollen mit Garderoben. Also wenn etwas mein künstlerisches Auge beleidigt, dann sind es Garderoben!

Sieht doch schwachsinnig aus. Immer ein Riesendurcheinander, Schuhe kreuz und quer, Jacken schräg am Haken oder daneben auf dem Boden. Nein, die Garderoben hab ich natürlich ins obere Stockwerk verbannt, damit der Gang Gang bleibt, verstehst du? Ja, du bist natürlich auch für Garderoben im Gang. Hätte ich mir denken können. Aber was die Klassenzimmer anbelangt: Alle Bänke haben drin Platz, auch ein Pult, was wollten die mehr? Ach ja, extra Platz für einen Einzeltisch, falls man mal jemanden separat setzen wolle. Weisst du was? Der Schüler tut mir jetzt schon leid, der bei solchen sogenannten Pädagogen am Katzentisch lernen soll. Auch hätten sie gerne Raum gehabt für einen halben Stuhlkreis. Weisst du, was das ist, ein Stuhlkreis?

Und sobald man vom Konventionellen abweicht und die Turnhalle rosa streichen lässt – ein grosses Hallo! *Wäääh, roosaaa!* Und die Kunstinstallation am Ende des Gangs, ob das ein Provisorium sei. Zum Kotzen, echt. Apropos, ich picke jetzt die Eierscheiben raus, okay, wie kommst du eigentlich auf diese Idee, den Salat mit Ei zu – fast hätte ich gesagt – verschlimmbessern? Mal Neues wagen – wie ich auch? Aha. Wie letzte Woche die Avocadostückchen im Salat – war auch kein Renner. Wieso machst du den Salat nicht wie früher? Neue Wege gehen? Mach dich ruhig lustig über mich. Und willst du wissen, was die Hauswartin beanstandet hat? Unsere wunderbaren Bodenbeläge. Man sehe jeden Dreck drauf. Das sei eben gut, hab ich ihr erklären müssen, da weiss man doch, wo man wischen muss! Nein, sag nichts, Helene, bitte.

Und dann haben die gefragt, ob man eine Überdachung machen könne vom alten zum neuen Bau. Falls es regnet! Eine Verbindung schaffen, hat einer diese Pädaidioten gemeint. Ich will mich doch von diesem Altbau mit seiner verkrusteten Struktur abgrenzen! Will eine Illusion schaffen, gepaart mit einer Intention! Will Räume gestalten, Räume, in denen alles möglich ist, in denen was passiert, wenn du weisst, was ich meine. Keine Diktate und Schnüerlischrift und solchen Quatsch, sondern Räume, in denen Kommunikation stattfindet auf höherer Ebene.

Ach, keiner versteht mich! Nein, du irgendwie auch nicht, sonst wäre der Salat irgendwann mal normal und nicht mit Eiern und essbaren Blüten durchsetzt.» ■

Ute Ruf

Die Autorin

Ute Ruf, Primarlehrerin und langjährige Kolumnistin von BILDUNG SCHWEIZ, hat selbst Erfahrungen in der Begleitung von Schulbauten gemacht – und kann sich dennoch oder gerade deswegen in einen frustrierten Architekten einfühlen.

Mit Glas und Holz zu neuer Übersicht

Text und Interview:
Peter Krebs

Fotos:
Peter Mosimann

Die vielseitige Verwendbarkeit der Innen- und Aussenräume ist eine der Stärken der Schulanlage von Niederwangen bei Bern. Mit einem umfassenden Ausbau wurde sie auf die Höhe der Zeit gebracht. Glas, Holz und einige Farbtupfer prägen sie.



Schulhausbauten sind wie Bahnhöfe. Sie müssen sich baulich immer wieder an die Bedürfnisse der Zeit anpassen: an die sich ändernden Schülerzahlen und an neue pädagogische Anforderungen wie etwa den Gruppenunterricht oder die Basisstufe. Das weiss man gerade in Niederwangen, einem Berner Vorort, der zur Gemeinde Köniz gehört. In pragmatischer Weise haben die Verantwortlichen mehrerer Generationen die Schulanlage an der Juchstrasse mehrmals ausgebaut und verändert.

Heute besteht sie aus sechs Gebäuden. Das älteste stammt aus dem Jahr 1892. Es ist ein schmuckes, stattliches Dorfschulhaus mit klaren Formen. Einst lebte darin auch der Schulmeister in seiner kleinen Wohnung. Der neuste Trakt der Anlage, die am Siedlungsrand steht, ist ein moderner Modulbau mit hellen Klassenzimmern. Zwischen diesen beiden Polen befindet sich das Hauptgebäude, ein gelblicher Eternit- und Betonbau mit Jahrgang 1969.

«Die unterschiedlichsten Räume mit ihren jeweiligen Dimensionen, Baumaterialien und Farben erwiesen sich als passend für pädagogische Zwecke. Der Lerneifer der Kinder scheint nicht an ein bestimmtes Raumprogramm gebunden zu sein.»

Er wurde später durch die Turnhalle und das Hallenbad ergänzt, die im gleichen Stil gehalten sind. Im Herbst 2014 feierte die Gemeinde Köniz mit einem Fest den Abschluss der neusten umfangreichen Ausbaurunde, für die das Parlament 12 Millionen Franken bewilligt hatte. Mit dazu zählten der neue Modulbau, die Sanierung des alten Schulhauses, des Lehrschwimmbads und der Einbau der Bibliothek ins Hauptgebäude.

Keine Planung ohne Schulleitung

Ruth von Känel und Niels Lang, die Schulleiter, haben die Planung von Anfang an begleitet und dafür während fünf Jahren einiges an Zeit und Energie aufgewendet: «Es fand keine Projektausschuss-Sitzung ohne uns statt.» Mit dem Resultat sind sie zufrieden: «Die Anzahl der Klassenzimmer und der Fachräume entspricht nun dem Schülerbestand», sagt Niels Lang. Im Einzugsgebiet der Schule Niederwangen ist viel gebaut worden, so dass die Zahl der Schulkinder laufend zunahm. Gegenwärtig lernen hier rund 350 Kinder und Jugendliche.

Klare Linien und sparsame Farbgestaltung prägen die Neubauten der Schulanlage Niederwangen.

Insgesamt, so sagen die beiden Schulleiter, sei die Anlage durch die Neu- und Umbauten viel freundlicher und übersichtlicher geworden. Das hat auch mit den verwendeten Materialien zu tun. Für die Bibliothek Niederwangen, eine kombinierte Schul- und Gemeindebibliothek, kam vor allem Glas zum Zug. Vorher lag die Bücherei etwas versteckt im ersten Stock des alten Schulhauses, nun bildet sie eine offen einsehbare, einladende und elegante Ecke im Erdgeschoss: «Für uns war klar, dass sie ins Zentrum gehört», sagt Niels Lang. Die Schule hat der Anlage drei Klassenräume «geopfert». Wobei: Ganz verloren ist der Raum für den Unterricht nicht. Die Bistro-Ecke und ein Teil der Bibliothek lassen sich für die Arbeit mit Halbklassen und Gruppen nutzen. Ein Beamer ist vorhanden. Auch Vereins-sitzungen fanden hier schon statt.

Diese Flexibilität und die vielseitige Verwendbarkeit der Zimmer ist ein Merkmal der Schulanlage. Dabei erweisen sich die unterschiedlichsten Räume mit ihren jeweiligen Dimensionen, Baumaterialien und Farben als passend für pädagogische Zwecke. Der Lerneifer der Kinder scheint nicht an ein bestimmtes Raumprogramm gebunden zu sein. Der zuvor ungenutzte Estrich des alten Schulhauses dient nun als Musikzimmer. Die gut sichtbare Balkenkonstruktion des Steildachs, der wiederverwendete Tannenriemenboden und zwei etwas windschiefe Kamine prägen es und sorgen für eine kreativ-heimelige Atmosphäre. Das Musikzimmer ist ebenfalls ein Mehrzweckraum. Es steht für Chorproben, kleine Aufführungen oder Elternabende zur Verfügung.

Tipps vom Denkmalschutz

Naturbelassenes Holz ist das dominierende Baumaterial in den Räumen des alten Schulhauses, eines Fachwerkbaus, dessen Abriss einst zur Diskussion stand. Die Gemeinde hat sich entschieden, ihn zu erhalten. Heute steht er unter Denkmalschutz. Mit der Hilfe der kantonalen Denkmalpflege sei es gelungen, den Charakter des Gebäudes wieder herzustellen, sagt Hannes Wyss, Co-Leiter der Abteilung Gemeindebauten von Köniz. Geschickt hat der Thuner Architekt Johannes Saurer Alt und Neu kombiniert. Geblieben sind die knarrende Treppe und die alten Türen samt Beschlägen. In den Gängen sind in Reih und Glied die originalen Haken befestigt, an denen Generationen von Kindern ihre Jacken und Tornister aufgehängt haben; auch der ausgetretene Steinboden und die Nische für den Holzofen erinnern an alte Zeiten und lassen einen Hauch von Albert Anker aufkommen. Die Schulleitung setzt sich «für viel Holz, Wärme und Ursprünglichkeit» ein.

Die Lehrpersonen prägen die Räume

Dennoch sind die Räume und ihre Einrichtungen von heute. Aus der «Bruchbude mit Charme», wie es Niels Lang formuliert, ist ein Schulhaus geworden, das modernen Ansprüchen genügt. Die beiden aussergewöhnlich grossen Schulstuben eignen sich sehr gut für den Kindergarten und das textile Gestalten. Etwas fällt auf: Sobald die vier Wände von Lehrerinnen und Kindern in Beschlag genommen werden, verändern sie sich. Die Architektur wird mit Leben, Farbe, Zeichnungen und allerlei Objekten gefüllt, sie tritt ins zweite Glied zurück.

Das zeigt sich auch im zweigeschossigen Modulbau, wo, ein sprechendes Detail, die Türen der Klassenzimmer aussen in einem kräftigen Dunkelgrün gestrichen sind. Es seien «spartanische Kleckse» in einer sonst weissen Umgebung, sagt Architekt Anton Matti von den Bauart Architekten. Ein grosses Plakat mit den Porträts der Kinder überdeckt die erste Tür. Diese ist nun blau statt grün. Im Innern der Zimmer haben einzelne Lehrer die Schülerpulte und die Einbauschränke mit Regalen aus dem Möbelhaus ergänzt. Jeder der Normräume hat ein eigenes Gesicht bekommen: «Die Lehrpersonen können viel verändern, das Klassenzimmer prägen und so zum Wohlbefinden der Schüler beitragen», sagt Ruth von Känel. Sehr grosszügig dimensioniert sind die Gänge. Sie stellen eine Art erweitertes Schulzimmer dar und werden intensiv genutzt.

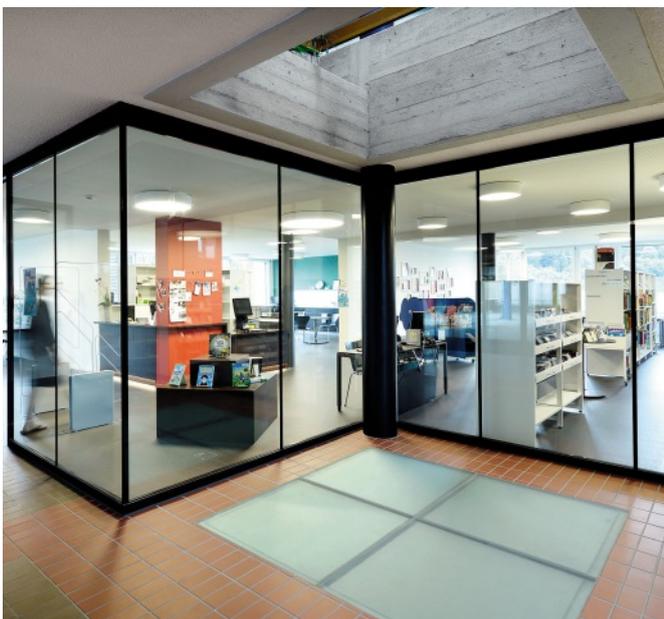
Aussen tritt das Gebäude, in dem die Unterstufe untergebracht ist, selbstbewusst auf. Das auffällige Rot der Fassade

setzt ein Ausrufezeichen an den Rand der wuchernden Agglomeration. Als erstes Gebäude in der Gemeinde Köniz erfüllt es den Minergie-Eco-Standard. Vom Baustil und der Fertigung her gesehen bilden die beiden pavillonartigen Modulbauten mit ihren Flachdächern (ein erster wurde schon vor 13 Jahren erstellt) einen starken Kontrast zum alten Schulhaus. Die Handwerker haben die industriell vorgefertigten Elemente innert weniger Tage vor Ort zusammengebaut. Doch gibt es auch Gemeinsamkeiten. Der Neubau besteht ebenfalls vorwiegend aus Holz, das man wegen des weissen Farbanstrichs in den Räumen aber erst auf den zweiten Blick erkennt. Laut Anton Matti vermittelt Holz «ein erhöhtes Behaglichkeitsgefühl und wird von den Kindern und Lehrern sehr geschätzt».

Kein durchgehendes Farbkonzept

Rot der Modulbau, gelb das Hauptgebäude: Die Farben der Gebäudehüllen entsprechen dem gelb-roten Logo der Schule. Das sei mehr Zufall als Vorsatz, klärt Ruth von Känel auf: «Wir haben beim Um- und Ausbau kein durchgehendes Farbkonzept vor Augen gehabt.» Die Farben waren eher Sache der Architekten und der Gemeinde als Bauherrin.

Die Gemeinde Köniz hat sich auch aus finanziellen Gründen für einen pragmatischen Ausbau der Anlage entschieden und nicht auf Perfektion gesetzt. Deshalb findet sich jetzt im Eingangsbereich des Hauptgebäudes eine Art Flickenteppich mit zwei Farbtönen der gleichen Plättli: die neuen sind röter als die alten. Das Ganze sei nicht «gschläcket»,



Viel Glas und dezente Farbtupfer charakterisieren die Bibliothek.



Der alte Dachstuhl wurde wiederbelebt und vielseitig nutzbar gemacht.

lobt Ruth von Känel: «Es ist ein Ort, wo Kinder leben können.» Gerade das Nebeneinander der Bauten aus mehreren Epochen macht den Reiz der Anlage aus. Vielleicht hat das sogar seinen pädagogischen Wert, indem die Schüler die Geschichte ihrer Schule vermittelt bekommen und lernen, wie man in unterschiedlichen Epochen unterschiedlich baute und unterrichtete.

Von pädagogischem Wert ist bestimmt die Tatsache, dass an der Juchstrasse seit dem Umbau jedes Schulgebäude über einen Aussenraum verfügt. Diese teils mit Spielgelegenheiten ausgestatteten Flächen für kleinere und grössere Kinder sind ausserhalb der Unterrichtszeit für die Dorfbevölkerung

zugänglich und werden von ihr auch genutzt und geschätzt. «In Niederwangen gibt es sonst kein Zentrum», sagen die Schulleiter. Die Schule füllt diese Lücke wenigstens teilweise. Öffentliche Bibliothek, Versammlungsort, Spielplatz, Lehrschwimmbad, Treffpunkt für Kinder, Eltern und Jugendliche: Die Schule erweist sich auch in dieser Hinsicht als multifunktional. Sie ist, wie viele andere Schulen, mehr als eine Unterrichtsstätte. ■

Farbe betont die Stimmung

Die Farbe soll einen Raum nicht dominieren, sondern sich nach den Baumaterialien und dem Zweck der Räume richten, findet die Berner Farbdesignerin Monica Berger.

BILDUNG SCHWEIZ: Gibt es eine Farbe, die sich für Schulräume, fürs Lernen besonders eignet?

MONICA BERGER: Grundsätzlich sind alle Farben möglich. Welche man wählt, ist eine Frage der Menge, der Kombination und der Intensität. Farbe und Material sind dabei Teil eines Gesamtkonzepts, in dem die Proportionen, die Lichtsituation oder die Möblierung einzubeziehen sind.

Was kann man mit der Farbe überhaupt bewirken?

Farben können mit einem verhältnismässig geringen Aufwand die Atmosphäre eines Raumes ändern, Akzente setzen oder Unliebsames in den Hintergrund drängen. Die Farbe soll nicht dominieren oder etwas aufzwingen. Sie betont die Qualität und die Eigenheit des Raumes. Dabei kommt es auch auf die Funktion der Räume an. Für Schulzimmer wählt man nicht unbedingt die gleichen Farben wie für Pausenräume.

Worauf achten Sie bei Ihrer Arbeit sonst?

Am Anfang steht eine Analyse der Architektur. In Gesprächen ermittle ich die Absichten und Wünsche der Bauherrschaft. Sie bilden die Basis für eine massgeschneiderte Lösung.

Welche Erfahrungen machen Sie mit Lehrerinnen und Lehrern?

Zu Beginn finden Lehrpersonen die vorgeschlagenen Farben oft zu gedämpft und fade. Sie hätten sie gerne bunter und fröhlicher. Das ist aber oft nicht das Richtige, um im Schulzimmer eine konzentrierte Lernatmosphäre zu schaffen. Es geht auch nicht um Lieblingsfarben. Es geht um den Gesamteindruck, die Anmutung, die Stimmung, die man erzielen will. Schulräume sind lebendige und dynamische Orte. Die Raumfarben sollen die Kulisse für Zeichnungen und Plakate bilden.

Welche Farben eignen sich denn für Gänge, Pausenräume oder die Mensa?

In diesen aktiven Zonen dürfen Farben gerne knalliger, gesättigter sein, falls die Architektur es zulässt. Im Kanton Bern gibt es zum Beispiel viele Schulhäuser aus Sandstein. Das schränkt die Farbwahl ein.

Hängt die Farbwahl auch vom Alter der Kinder ab?

Ja, kleine Kinder sprechen auf kräftige Farben wie Rot, Rosa-rot oder Grün an. Sie rennen in der Pause rum, das darf man auch farblich unterstützen. Ab der Oberstufe sind die Jugendlichen froh, wenn sie irgendwo sitzen können. Für sie wählt man etwas gedämpftere Farbtöne.

Manchmal dient die Farbe auch als Orientierungshilfe. Ist das sinnvoll?

Sie kann auch zur Identifikation oder als Orientierungshilfe dienen. Ziel ist auch hier nicht einfach «bunt», sondern ein sinnvoller, durchdachter Umgang mit der Architektur, der Funktion und den Nutzern.

Was tun Sie in einem Schulhaus, in dem grauer Beton vorherrscht?

Eine schlichte, grau betonte Architektur ist schon keine Kinderwelt. Da kann man zum Beispiel mit Textilien und Holzböden reagieren. Oder die Korridore farbiger gestalten.

Monica Berger (1971) hat sich nach der Ausbildung zur Gestaltungslehrerin zur eidg. dipl. Farbdesignerin weitergebildet. Sie führt ein Farbberatungsbüro in Jegenstorf BE (farb-stoff.ch). An der Gewerblich-Industriellen Berufsschule Bern ist sie u. a. als Fachreferentin tätig.

Auf dem Holzweg

Architekt Melk Nigg hat in Affoltern am Albis einen Kindergarten mit Holz aus Schweizer Wäldern und einer Fassade aus Recyclingblech erbaut. Räume für Kinderwelten in Realität und Fantasie.

Holz. Nichts als Holz, so weit das Auge reicht. «Kinder berühren Holz lieber als jedes andere Material», sagt Melk Nigg, Architekt aus Zug. «Es ist warm und stark.» Der Doppelkindergarten Tägerstein in Affoltern am Albis ZH, den Nigg entworfen hat, wurde im letzten Winter bezogen; es duftet noch frisch. Am Eröffnungsfest vom 29. Mai dieses Jahres bekommt man das Gefühl, es sei nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen wohl in den zeitgemässen und zugleich heimeligen Räumen. Der Verband der Wald- und Holzwirtschaft, Lignum, hat ebenfalls seine Freude an dem Bau und verleiht ihm das «Herkunftszeichen Schweizer Holz»; eine Plakette am Eingang kündigt nun davon.

Abenteuerlich mutet die Tragkonstruktion mit den scheinbar willkürlich angeordneten diagonalen Streben an. Auf den zweiten Blick erinnert sie an Fachwerk, an

historische Riegelbauten – nicht zufällig, sondern vom Architekten so gewollt.

Die Anlage entstand auf dem Betonfundament des vorherigen Provisoriums, das immerhin 50 Jahre überdauerte, ein aus heutiger Sicht hässlicher Bau, aber während Generationen landauf, landab anzutreffen. Anstelle der kleinteiligen Fassade des Altbaus ist nun eine grosszügige Konstruktion mit zeltartigem Dach getreten. Die Fassade besteht aus Recycling-Kupferblech mit Patina – ein robuster, dauerhafter Wetterschutz, wie Melk Nigg betont. Der Metallbau sei traditionelles Handwerk. «Wir haben in der Schweiz zum Glück noch hervorragende Handwerker, die so etwas bauen können.» Die Fenster sind so gestaltet, dass auch kleine Kinder gut in die grüne Umgebung hinausschauen können; beim vorherigen «Providurium» war das nicht der Fall.

Auf dem Dach ist eine Photovoltaik-Anlage installiert, die den Energieverbrauch des Kindergartens decken soll. Zudem brauche der Bau wenig Unterhalt, was die laufenden Kosten tief halte. Mit 2,1 Millionen Franken liegen die Baukosten im Schnitt vergleichbarer Objekte.

Der Architekt und sein Team haben sich während der Entwurfsphase in kinderpsychologische Literatur vertieft. Formen, Farben und Material sind auf die kindliche Wahrnehmung abgestimmt. Gemeinschafts- und Rückzugsräume sind als Parallelen zum kindlichen Leben in den gleichberechtigten Welten Realität und Fantasie gedacht. ■

Heinz Weber

Weiter im Netz
www.melknigg.ch



Das helle Holz und die diagonalen Streben des Fachwerks kommen bei Dunkelheit besonders zur Wirkung. Die Kinder können das Gebäude durch eine Rutschbahn (rechts) verlassen – und tun das mit grosser Lust.

«Immer wieder neue Ein- und Ausblicke»

Was aus erziehungswissenschaftlicher Sicht im Schulbau anzustreben ist. Aus einer Publikation der Stadt Zürich für Architektinnen und Architekten.

1. Architektur und Umgebung sollen zum Lernen, Spielen und zur Bewegung anregen.
2. Abwechslungsreiche, ästhetisch gestaltete Raumformen und Farben: Die Schulgebäude, die Aussenräume sollen zur Betrachtung anregen und immer wieder neue Ein- und Ausblicke ermöglichen; Verzicht auf additives Nebeneinanderstellen von Bausegmenten, Farben usw.; Vermeidung von bedrängend, zudringlich, suggestiv oder beengend wirkenden Raumformen und Farben.
3. Überschaubare Schulbauten, besonders für kleinere Kinder: keine zu grossen Gebäude, es besteht sonst die Gefahr, dass ein anonymes Klima entsteht.
4. Orientierung: Die Gebäude sollen weder monoton noch verwirrend wirken, sondern klare Orientierungen ermöglichen und eher Ruhe als Hektik ausstrahlen.
5. Rückzugszonen: Da ein Grossteil der Kinder heute den ganzen Tag auf dem Schulareal verbringt, sind Rückzugsräume und -zonen für ungestörtes Lernen, Arbeiten und für Ruhephasen sehr wichtig.
6. Hell und einladend: Kalt wirkende Materialien und Raumgestaltungen sollten nicht vorherrschen. Enge Flure, düstere Ecken, aber auch ungemütliche Weite und Kahlheit sollten vermieden werden. Mit dunklen Farben wie Schwarz oder Braun vorsichtig umgehen.
7. Gute Akustik: So planen, dass der übliche Lärmpegel in den Pausen, aber auch in Klassenzimmern oder Korridoren nicht noch verstärkt wird.
8. Multifunktionalität: Die Räume und das Inventar sollten nach Möglichkeit multifunktional nutzbar sein, also durch Umgestaltungen ohne bauliche Massnahmen auch neuen pädagogischen Zielsetzungen, Unterrichtsmethoden und Lernformen dienen können.
9. Gut gestaltete und begrünte Aussenräume: kleinteilig strukturierte Raumeinheiten neben grösseren Freiflächen; Wahrnehmungsraum mit verschiedenen Strukturen, Materialien, Niveaus;

Spielbereiche für grössere und kleinere Kinder; Raum für Jungen und Mädchen.

10. Einbezug der künftigen Nutzerinnen und Nutzer in Bauprojekte: Neben dem Einbezug der Schulleitung kann der Einbezug der Schülerinnen und Schüler bzw. deren Lehrpersonen geprüft werden (z. B. in Aussenraumprojekte).
11. Die künftigen Nutzerinnen und Nutzer kennen. Eine Auseinandersetzung mit den besonderen Bedürfnissen, Interessen und Lebensformen z.B.

von kleineren Kindern oder, im Unterschied dazu, mit Schülerinnen und Schülern höherer Schulstufen ist wichtig. ■

Weiter im Text

Aus: Prof. Dr. Johanna Forster, Prof. Dr. Christian Rittelmeyer «Gestaltung von Schulbauten. Ein Diskussionsbeitrag aus erziehungswissenschaftlicher Sicht», 2010, Schulamt der Stadt Zürich, Gratis-Download unter www.stadt-zuerich.ch/ssd/de/index/volksschule/schulen.html



Die Holzoberflächen im Kindergarten Tägerstein sind nicht nur angenehm anzuschauen und zu berühren; sie dämpfen auch Geräusche. Fotos: Martin Geyer, zVg

Die Homebase löst das Klassenzimmer ab

Text und Interview:
Doris Fischer

Was zeichnet moderne Bildungsräume aus? Und wie greifen Pädagogik und Architektur ineinander? Karl-Heinz Imhäuser, Vorstand der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft in Bonn, skizziert im Interview mit BILDUNG SCHWEIZ seine Vorstellungen.



«Heterogenität ist der zentrale Punkt in der Bildung des 21. Jahrhunderts geworden», sagt der Vorstand der «Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft» Karl-Heinz Imhäuser im nachfolgenden Interview. Heute kommen Kinder aus verschiedenen Kulturen unterschiedlicher Hautfarbe, verschiedenen religiösen Hintergründen in einer Schulgemeinschaft zusammen. Jedes Kind bringt seine persönliche Lebensgeschichte, seine charakterlichen Eigenarten ein; jedes Kind hat Begabungen und Schwächen, Vorlieben und Abneigungen. Eine solche Konstellation ist «ein Glücksfall, weil man dadurch etwas von der grossen Welt erfährt, deren Teil man ist», stellt Imhäuser fest, der über 20 Jahre als Lehrer an Förder-, Haupt- und Realschulen tätig war.

Im Rahmen der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft mit Sitz in Bonn setzt er sich seit rund zehn Jahren unter anderem für gute Schulbaukonzepte zur Unterstützung einer modernen Pädagogik ein – einer Pädagogik, die Barrieren beseitigt und alle Kinder, insbesondere auch solche mit schweren Behinderungen und speziellem Förderbedarf, gemäss ihren individuellen Potenzialen fördert.

In einem ihrer Projekte unterstützt die Montag Stiftung öffentliche Schulen, Kindertagesstätten und Einrichtungen der Jugendhilfe in Deutschland in der Planungsphase. Kommunen und Städte als Schulträger bewerben sich mit einem konkreten Schulbauprojekt für die professionelle Durchführung der Planungsphase. Die ausgewählten Kommunen erhalten dann Moderation, Begleitung und Beratung. 2015 können sich Träger und Trägerinnen mit Schul(um-)bauprojekten bewerben, die speziell auf Inklusion ausgerichtete Schulentwicklungskonzepte realisieren wollen.

Unter dem Motto «Pädagogische Architektur – Guter Schulbau als Standard!» hat die Stiftung 2013 «Leitlinien für leistungsfähige Schulbauten in Deutschland» veröffentlicht. Diese werden unter anderem auch in der Publikation «Schulen planen und bauen – Grundlagen und Prozesse», deren Mitherausgeber Karl-Heinz Imhäuser ist, vertieft behandelt. Als einer der zentralen Aspekte wird darin die Phase Null erörtert, in der es darum geht, mit Nutzerinnen und Nutzern, aber auch mit den kommunalen Behörden und den Fachpersonen der Architektur die Grundlagen für das architektonische Konzept einer Schulanlage oder eines Um- oder Erweiterungsbaus zu erstellen. Der Einstieg in diese Thematik in Deutschland sei gemacht, sagt Imhäuser. «Ich bin zuversichtlich, dass wir in den nächsten Jahren viele Beispiele von guten Schulbaukonzepten sehen werden.» ■

BILDUNG SCHWEIZ: Herr Imhäuser, Sie haben einen Grossteil Ihrer beruflichen Tätigkeit im System Schule verbracht, zuerst als Schüler, dann als Pädagoge und schliesslich seit über zehn Jahren als Vorstand der «Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft». An welchen besonders anregenden respektive abschreckenden Lernort erinnern Sie sich persönlich?

KARL-HEINZ IMHÄUSER: Ich bin in einem kleinen Dorf aufgewachsen. Das Schulhaus, ein altes Fachwerkhaus, bestand aus lediglich zwei Räumen. Im einen wurden die Kinder der 1. bis 4. Klasse unterrichtet, im anderen diejenigen der 5. bis 8. Klasse. Die einzige Trennung nach Jahrgängen bestand zu bestimmten Zeiten darin, dass die vier Klassen in den vier Ecken verteilt waren. Vor der Schule erstreckte sich eine riesige Wiese, rechts ein Eichenwald, dahinter eine kleine Tannenschonung. In diesem Freigelände durften wir in der Pause und in der Freizeit spielen. Ängste, dass was passieren könnte, gab es nicht. Unser Lehrer – ein grosser, strenger Mann, der auch Jäger war – hat uns Kinder an manchen Nachmittagen in seinem VW-Kübelwagen mitgenommen zum Ansitzen am Fuchsbau oder Rehe-Füttern. Dieser dörflich-familiäre Charakter meiner Kindheit dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, dass ich nie Probleme hatte mit der Schule und dass ich vermutlich auch heute noch immer gerne Teil dieses Systems bin.

Prägend im negativen Sinne war das Beispiel einer Realschule in Berlin Charlottenburg, wo ich Mitte der Neunzigerjahre als Lehrer in einer Integrationsklasse unterrichtete. Die Schule beteiligte sich damals an einem Schulversuch für Integration von geistig behinderten Kindern. Wir hatten einen ganz modernen Schulbau bezogen mit einer wunderschönen offenen Eingangssituation, einem grosszügigen Treppenaufgang und einem Foyer mit Sitzgelegenheiten, das geradezu einlud zu lustvollen und spannenden Begegnungen.

Bereits nach zwei Wochen jedoch verbot die Schulleitung den Kindern, diese Treppe zu benutzen. Sie sollte nur für die Lehrer und zu repräsentativen Zwecken da sein. Dies war für mich das Zeichen, dass es der Schule gar nicht um Öffnung und Veränderung ging, sondern andere Beweggründe im Vordergrund standen – mit der Beteiligung am Schulversuch erhielt man mehr Ressourcen zugesprochen. Zum ersten Mal wurde mir auch klar, dass man Raum als Programm nutzen kann sowohl in die eine als auch in die andere Richtung; insofern war dies eine lehrreiche Lektion und eine Herausforderung, die mich bis heute antreibt.

Neue Erkenntnisse aus der Lernforschung bedingen neue Lern- und Unterrichtsmodelle. Eine der entscheidenden pädagogischen Veränderungen der letzten

Karl-Heinz Imhäuser: «Die ganze Schule wird zum attraktiven Lernraum.»
(Im Hintergrund das Orestad College in Kopenhagen, Dänemark).

Foto: Doris Fischer

Jahre ist die Umstellung von der separierenden zur integrierenden Schulform. Welche räumlichen/architektonischen Konsequenzen ergeben sich daraus?

Die Vorstellung einer homogenen Lerngruppe wird nicht erst in neuester Zeit in Frage gestellt. Der deutsche Pädagogik-Professor Klaus-Jürgen Tillmann hat aufgezeigt, dass die Idee eines homogenen Schulsystems aus dem bürgerlichen 18./19. Jahrhundert und der damit verbundenen Räumlichkeit schon sehr früh hinterfragt wurde. Einen entscheidenden Einfluss hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Reformpädagogik. Fortgesetzt wurde diese Tendenz ab den Sechzigerjahren mit der feministischen Debatte, in deren Folge die Koedukation eingeführt wurde. Die nächste Welle kam in den Siebzigerjahren mit der Diskussion um Integration von behinderten Kindern.

Heterogenität ist schliesslich der zentrale Punkt in der Bildung des 21. Jahrhunderts geworden. Und die Diskussion um Integration und Inklusion wurde noch verstärkt durch die Herausforderungen, vor die die Schule gestellt wurde durch die Migration, durch die Aufnahme von Kindern mit Flüchtlingserfahrung, durch kriegstraumatisierte Kinder. Inklusion ist deshalb einer der wichtigen Indikatoren dafür, wie weit unser Bildungssystem in der Lage ist, mit der Unterschiedlichkeit der Lernenden umzugehen.

In einem solchen System funktioniert unser Einlehrer-Lernraum nicht mehr. Als neue Raummodelle hat die Montag Stiftung so genannte Cluster definiert; darin gibt es Lernorte, die Gemeinschaft ermöglichen, in denen durch Instruktion gelehrt und gelernt wird, aber auch Räume für individuelle, differenzierende Lernprozesse. Gleichzeitig stellt sich die Frage, wie diese Räume aufeinander abgestimmt sein müssen und in welchen Grössenverhältnissen die Gemeinschaftsräume zu den Differenzierungsräumen stehen sollen.

Eine noch weiter gehende Vorstellung ist die offene Lernlandschaft. In einer solchen Struktur kann sich das Lernen situativ entwickeln, mit offenen Settings mit semipermeablen Strukturen, die akustisch voneinander getrennt sind und in denen sich unter anderem variable Lerngruppen bilden lassen. Da gibt es zum einen die Homepage, ein grosser flexibel zu gestaltender Lern- und Lehrbereich, der den herkömmlichen Klassenraum ablöst, und daneben Cluster im Bereich Naturwissenschaften, im musisch-ästhetischen Bereich; Bühne, Verkehrsflächen und Nischen werden einbezogen und gewinnen an Bedeutung. Die ganze Schule wird zum attraktiven Lernraum, der je nach Situation von unterschiedlichen Lernergruppen temporär und situativ genutzt wird.

Gibt es ganz bestimmte Regeln und Erfahrungswerte, nach denen moderner Schulraum gebaut werden muss, und wie weit geht die Freiheit der Architektinnen und Architekten?

Was sich natürlich nicht ändert, sind die Baunormen und die Rahmengesetze. Entscheidend ist aber das Verfahren, wie wir zu einem Schulbau kommen. Der Aushandlungsprozess zu Beginn, in der Phase Null, muss für jeden spezifischen Standort klar formuliert werden; die Ausschreibungsunterlagen mit den Anforderungen müssen so abgefasst werden, dass Architekten und Planer sie lesen und verstehen können. Obwohl dies zunehmend gelingt, zeigt sich doch, dass in aller Regel mindestens die Hälfte der an einem Wettbewerb Teilnehmenden diese Texte nicht richtig interpretieren kann und versucht, sie in ihre vertrauten Strukturen unterzubringen. Dementsprechend planen sie traditionell.

Nun gibt es viele Schulhäuser, die 30, 50 und mehr Jahre alt sind oder gar noch aus dem 19. Jahrhundert stammen. Welche Möglichkeiten haben Lehrpersonen, mit dem bestehenden Raumangebot, eine moderne Pädagogik umzusetzen?

Ich habe verschiedene Prozesse von Schulumbauten begleitet und festgestellt, dass es in der Regel gelingt, neue Unterrichtskonzepte auch im bestehenden Schulraum einzubringen. Eine bewährte Praxis besteht darin, den traditionellen Schulraum mit den einzelnen Klassenzimmern zusammen mit den Verkehrs- und Fluchtwegen zu einer grösseren Raumeinheit von rund 400 Quadratmetern zusammenzufassen. Je nach örtlichen Gegebenheiten und Bedürfnissen der Akteurinnen und Akteure teilt man die so entstandene Programmfläche neu ein.

Man nimmt Wände raus, bezieht Verkehrsflächen mit ein und bespielt diese grosse Fläche gemäss dem pädagogischen Lernkonzept. Dabei kann ein neues Lernhaus mit Gemeinschaftszonen, Differenzierungszonen, Lerninseln, Nischenarbeitsplätzen, Teamstation, Ad-hoc-Lernstationen usw. entstehen. Lernzonen können in einem solchen Konzept gleichzeitig als Verkehrswege genutzt werden und umgekehrt. Im besten Fall resultiert daraus ein Nettogewinn an Lernfläche. Interessante Lösungen findet man beispielsweise in einigen Schulumbauten der Stadt Herford, in einem Umbau- und Erweiterungsprojekt des Neuen Gymnasiums in Wilhelmshaven von Hausmann Architekten oder in den Umbauplanungen für das Hansa Gymnasium in der Bildungslandschaft Köln Altstadt Nord von IAA Architekten.

Sie halten die Planungsphase Null, bei der sämtliche Beteiligten ihre Bedürfnisse einbringen sollen, für ent-

scheidend. Nun sind aber viele Rahmenbedingungen vorgegeben, beispielsweise das Kostendach, Zonenvorschriften, Sicherheitsvorschriften, ökologische Vorgaben. Wo gibt es Spielraum für die Wünsche der Nutzerinnen und Nutzer?

Natürlich ist zu beachten, wie viel Geld tatsächlich da ist, was realistisch und realisierbar ist. Entscheidend ist, dass von Anfang an die Verwaltung und die finanziellen Entscheidungsträger mit im Boot sitzen und dass man gemeinsam nach Lösungen sucht. Im Sinne eines sich entwickelnden Bildungsverständnisses merken diese Leute dann häufig, dass das Geld, das sie zur Verfügung stellen wollten, nicht genug ist für das, was getan werden müsste. Daraus kann einerseits die Einsicht wachsen, nicht das Ganze auf einmal zu realisieren, sondern das Vorhaben in mehrere Teilprojekte aufzuteilen und eine längerfristige Finanzierungsstrategie auszuarbeiten.

Eine andere Strategie wäre, festzustellen, dass im Moment nicht mehr machbar ist. Dann empfiehlt sich, mit den Nutzerinnen und Nutzern gemeinsam zu verhandeln, wo die Akzente gesetzt werden sollen. Kommen die Sachverhalte klar auf den Tisch und sind die Limits begründbar, kann Verständnis und Akzeptanz auf beiden Seiten erwartet werden. Ein solches Vorgehen verleiht der Bildung ein anderes Gewicht und gemeinsam getragene Lösungen werden besser akzeptiert.

Offene Lernformen, Nutzung der Gänge und Eingangsbereiche, Einbezug des Aussenraums als Lernbereich, Rückzugsmöglichkeiten usw. – ein solches Raumkonzept erschwert Lehrpersonen die Übersicht und die Kontrolle über die Aktivitäten ihrer Schülerinnen und Schüler. Ruhiges Lernen ist schwierig. Was sagt der Pädagoge dazu und welche Lösungen hat die Architektur?

Man muss beide Akteure in die Pflicht nehmen, Architektur und Pädagogik. Lärm entsteht dort, wo wir immer noch von einer zentralen Lehrerfigur ausgehen, die eine Gruppe von Kindern zur Aufmerksamkeit bringen und unter Stille Lernen organisieren will. Eine Schule, die nicht beginnt, neu zu denken, wird an der Realität der neuen Räumlichkeiten vorbeilehren und bei den Schülern eher Verweigerungshaltung und unselbständiges Verhalten und damit Lärm provozieren. Wenn sich die Schule aber pädagogisch und räumlich in einem Wechselspiel weiterentwickelt, sind das keine lauten Schulen. Die Frage des Lärms stellt sich auch dann nicht, wenn die Verantwortung für das Lernen nicht mehr allein bei der Lehrperson liegt, sondern wenn mit jedem Schüler der Lernprozess gemeinsam ausgehandelt wird, wenn Jugendliche zu eigenverantwortlichem Lernen geführt werden.



Flure und Verkehrsflächen werden als Lernorte genutzt – hier in der Erika-Mann-Grundschule in Berlin. Foto: Jan Bitter

Es gibt viele Formen des Lernens, die auf Stille gar nicht angewiesen sind. Denken wir an das Arbeiten in einem Grossraumbüro, in Flughallen, in der Bahn, im Resaurant. Überall arbeiten, lesen, schreiben Leute, sehen Filme, hören Musik. Zudem gibt es Menschen, die in einem eher unruhigen Umfeld besser abschalten können, andere brauchen Nischen zum ruhigen Lernen. Beides muss die neue Schule mit ihren Raumkonzepten differenziert leisten.

Natürlich kann man in einer offenen Schullandschaft schwer kontrollieren, ob sich die Schüler tatsächlich überall und jederzeit mit Lernstoff beschäftigen oder einfach abhängen, sich einen Musikclip reinziehen oder einen Film ansehen. Aber in der neuen Schule fragt man am Schluss nicht, in welcher Zeit jemand sich seine Kompetenzen angeeignet hat, sondern man erhält sein Zertifikat, in dem man nachweist, dass man über das nötige Wissen verfügt oder eine bestimmte Fähigkeit erworben hat. Ob er dafür 10 oder 20 Lernstunden braucht oder nur eine, ist nicht mehr wichtig.

«Schüler halten sich ganztägig in Lernlandschaften auf», heisst es in einem Artikel zu einem neuen Schul-

hausprojekt in Köln. Hat das Klassenzimmer als ein Stück Heimat und Geborgenheit ausgedient?

Das Klassenzimmer Ja. Das neue Klassenzimmer ist die Homepage oder das Lernhaus, wie es im skandinavischen Raum genannt wird. Das ist eine zwar grössere, aber dennoch überschaubare Lerngruppe von 60 bis 90 Schülerinnen und Schülern, was laut Lernforschung die maximale Grösse zu sein scheint, in der man noch das Gefühl von Heimat hat. Diese Lerngruppe unterteilt sich beispielsweise im norwegischen Modell wiederum in Gruppen von 15 Kindern, die einem Lernbegleiter (Tutor) zugeordnet sind; dieser sorgt in einem ganz persönlichen Gefüge für Beziehungsheimat.

In einem solchen Raumgefüge bietet die Schule sowohl Heimat in der grossen Schulgemeinschaft, unter anderem durch gemeinsame Anlässe, Versammlungen und Aktivitäten, als auch in der kleineren Homepage mit dem dichten Beziehungsgefüge und den Personen, die unmittelbar vertraut sind mit den persönlichen Bildungsbiografien jedes einzelnen Kindes. In dieser Hinsicht ist Schule ein Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklung und reagiert damit auf die veränderten Anforderungen der Gemeinschaft.



Flexible Nutzung von Arbeitsplätzen im Raumcluster der Schule Im Birch in Zürich. Foto: Stefan Bayer

Gesundheits- und lernfördernde Schulen brauchen nicht nur den entsprechenden Raum, sondern auch entsprechendes Mobiliar und technische Ausstattung. Was ist für eine moderne Schule unabdinglich und was ist einfach «nice to have»?

Vor dem Hintergrund anatomischen Wissens hat sich die Ergonomie von Tischen und Stühlen gewandelt; es gibt mitwachsende Tische, es gibt die Möglichkeit des Wechsels von Sitz- zu Stehpulten, es bietet sich der Gymnastikball als Sitzmöbel an. Das Mobiliar wird leichter und ermöglicht dadurch mehr Flexibilität für einen raschen Umbau im Raum.

Wir wissen auch, dass Kinder während ihrer Schulzeit je nach Alter unterschiedliche Bewegungsbedürfnisse haben. Pubertierende wollen sich in Peergruppen austauschen, raten und tratschen während des Schulalltags. Wenn ihnen die entsprechenden Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, müssen sie das nicht heimlich tun und sie sind zufriedener und ausgeglichener. Die neuen Raumverhältnisse kommen diesen Bedürfnissen entgegen. Die Mensa beispielsweise ist nicht nur zum Essen da, sondern sie bietet sich auch als Aufenthaltsfläche für andere Aktivitäten an.

Was die Technik betrifft, erachte ich es als sinnvoll, dass Bildschirmstationen im ganzen Schulhaus vorhanden sind und jederzeit zur Verfügung stehen, sodass man sich überall einloggen und seine Recherchen machen kann. Weniger effizient ist es, wenn elektronische Medien jedes Mal extra organisiert werden müssen. Da Wissen zunehmend über solche Informationstechnologien angeeignet wird, ist es wichtig, die Urteils- und Einschätzungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler zu schulen.

Schule und Ganztagesbetreuung sind ein zunehmendes Bedürfnis. Wie sieht ein (architektonisches) Konzept aus, das Unterricht, Betreuung und Freizeit optimal verbindet?

Das hängt sehr stark von den lokalen Gegebenheiten ab. Wie soll die Schule in der Kommune verankert sein? Ist Schule der zentrale Bildungsakteur, an dem andere Akteure andocken, oder ist es ein Ort, den man stärker mit den bereits vorhandenen Elementen vernetzen will? Dies gilt es, im Rahmen der Entwicklung von Schulbauten, also in der Phase Null, zu klären. Ein besonderes Augenmerk muss auch auf die von Schule und Gesellschaft gemeinsam genutzten Bewegungsflächen und Einrichtungen wie beispielsweise der Bühne, des Foyers usw. gerichtet werden.

Gerade die Frage der gemeinsamen Nutzung von Schulräumlichkeiten stösst in Pädagogenkreisen nicht nur

auf Begeisterung. Welche Erfahrungen oder Rezepte haben Sie für ein gut funktionierendes Zusammenleben von Schule und Allgemeinheit?

Diese Bedenken kann ich gut verstehen. Ich halte es für zwingend, dass der Bereich des Lernhauses, der Homebase, die Heimat der Schülerinnen und Schüler bleiben muss und der Öffentlichkeit nicht zugänglich sein sollte. Hingegen können der Bühnenbereich, die Werkstätten, die naturwissenschaftlichen Räume bewusst für öffentliche Veranstaltungen geöffnet werden. Schulräumlichkeiten werden von der Gemeinschaft finanziert, also sollten sie dieser auch temporär für eine Mehrnutzung zur Verfügung stehen. Das ergibt nicht nur einen Mehrwert für die Schule, sondern kann die Gesellschaft positiv gegenüber der Schule stimmen. Eine solche gemeinsame Nutzung von Räumen sollte im besten Fall bereits bei der Planung angedacht werden.

Wie sieht Ihre Vision einer Schullandschaft in 20 Jahren aus?

Ich stelle mir Schule als Teil einer grösseren Gemeinschaft vor, in der man die Singularität jedes einzelnen Kindes als eine Bereicherung für das Weltwissen empfindet. Eine Schule entfaltet die ganze Spannweite, die unser Menschsein ausmacht, indem sie die Unterschiedlichkeit eines schwerstbehinderten Kindes als eine gemeinschaftsbildende Qualität betrachtet, ein traumatisiertes Kind nicht mehr als etwas Belastendes empfindet, sondern als Glücksfall, weil man dadurch etwas von der grossen Welt erfährt, deren Teil man ist. Dazu gehört auch, dass Kinder mit anderem religiösem Hintergrund selbstverständlich als Teil eines globalen Weltwissens über Religionen willkommen sind. Wenn solches zum Selbstverständnis einer Schule wird, bin ich mir ganz sicher, dass diese Schule auch in Zukunft noch gebraucht wird.

Weiter im Text

«Schulen planen und bauen – Grundlagen und Prozesse», Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft/ Urbane Räume (Hrsg.), Verlag Jovis 352 Seiten, EUR 34.80, CHF 48.00, ISBN 978-3-86859-124-8

Booklet und Film: «Phase Null – Der Film»; Pädagogik und Architektur im Dialog: Die Planung der Geschwister-Scholl-Stadtteilschule in Hamburg, Hrsg: Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft, Verlag Jovis; Verlag Klett. Booklet 65 Seiten, EUR 18.–, ISBN 978-3-86859-387-7

Weiter im Netz

www.montag-stiftungen.de

Ein Haus für die erweiterte Lernwelt

Text:
Philippe Wampfler

Wird die Schule zum hochtechnisierten Lernkraftwerk? Wird sie nur noch gelegentlicher Treffpunkt von an einem bestimmten Projekt Interessierten sein? Wird sie Oase der Konzentration und Hort der Gemeinschaft? Der Lehrer und Medienexperte Philippe Wampfler denkt über das Schulhaus der Zukunft nach.



Ende September leitete ich eine Woche lang eine Studienreise nach Berlin. Teil des Programms war ein Workshop im McLuhan-Salon der kanadischen Botschaft. Der Salon wird als «Klassenzimmer der Zukunft» angepriesen. Sein Grundriss ist oval, mit Fenstern zu einem Innenhof und einer Wasserinstallation, die durch die geschickte Anordnung von Fenstern wie ein Meer wirkt. In seine Wände sind Bildschirme eingelassen. Ausgestattet ist er mit Sofaelementen, die sich beliebig arrangieren lassen – sowie mit grossen Touch-Bildschirmen, auf denen Informationen aus dem Archiv verfügbar sind.

Die durchaus engagierte Gruppe von Schülerinnen und Schülern fragte mit leichter Besorgnis, ob das tatsächlich das Schulzimmer der Zukunft sei: Ohne Rückenlehnen

«Spielt man traditionellen Unterricht in innovativen Räumlichkeiten durch, wird man gern ins Klassenzimmer zurückkehren. Erprobt man in herkömmlichen Räumen neue Lern- und Lehrformen, stösst man schnell an Grenzen und wird zum traditionellen Unterricht zurückfinden.»

wie in der Schule seien die Sofas zu wenig bequem. Die Bildschirme und Touchscreens hätten es zudem erschwert, im Internet zu recherchieren, mit einem WLAN-Passwort wären sie mit ihren Handys viel schneller vorangekommen. Nein, beschwichtigte ich sie dann, der McLuhan-Salon sei lediglich eine Vorstellung, welche Architekten vor zehn Jahren umgesetzt haben, als die kanadische Botschaft auf dem ehemaligen Todesstreifen konzipiert wurde. So modern er vor zehn Jahren gewirkt haben mag, so deutlich wird heute, dass viele Ideen überholt sind. In Berlin habe ich noch andere Arbeitsräume der Zukunft erlebt: das Café, in dem junge Kreative den Nachmittag hinter Laptops verbringen, Meetings abhalten, in schicken Notizbücher Skizzen anfertigen. Ein Büro brauchen sie nicht – sie arbeiten flexibel, wo sie wollen, wann sie wollen. Nimmt man diese innovativen, motivierten Menschen ernst, dann könnte sich die Frage nach dem Schulzimmer der Zukunft erübrigen: Es bräuchte dann gar keine Eingrenzung mehr, weil Lernende ihre Lernorte selber finden und an ihre Bedürfnisse anpassen.

Wenn ich ausgehend von diesen Beispielen im Folgenden aus der Perspektive eines Lehrers über den Schulraum, das

Schulhaus, das Schulzimmer der Zukunft nachdenke, dann dürfte einerseits klar sein, dass der aktuelle Stand der Techniknutzung keinen sinnvollen Horizont vorgibt. Sind heute Steckdosen wichtig, um mobile Geräte aufzuladen, könnte das in zehn Jahren obsolet sein. Werden heute smarte Wandtafeln installiert, erlauben uns unsere Smartphones schon bald, aus jeder Wand eine Wandtafel zu machen. Andererseits steht das Kasernen-Modell der Schule, in der einzelne Klassen in jeweils einzelnen Räumen untergebracht werden, angesichts der zeitgemässen Formen kreativer Arbeit klar zur Debatte. Die beiden Extrempositionen, die sich aus diesen Erfahrungen ableiten lassen, lehne ich beide ab: Schulen müssen weder technologisch hochgerüstete Medienräume werden, noch sind sie aufgrund digitaler Arbeitsmöglichkeiten obsolet.

Begleitung auf individuellen Lernwegen

Deshalb möchte ich von einer anderen Vorstellung ausgehen, der erweiterten Lernwelt (<http://erweitertelernwelten.de/was-bedeutet-erweiterte-lernwelten/>). Gemeint ist damit, dass Lernumgebungen sich flüssend den Bedürfnissen der Lernenden anpassen und Rollen flexibel eingenommen und abgelegt werden. Lernwege werden gemäss individuell gesetzten Lernzielen abgeschritten; eine kollektive Lernstrategie entfällt. Lehrerinnen und Lehrer – so die schon fast bis zum Überdruß repetierte Vorstellung – werden Begleitpersonen auf diesen Lernwegen. Die Zusammenarbeit zwischen Lehrenden und Lernenden wird vielfältiger. Die Schulstunde wird durch digitale Begleitung, Einzel- und Gruppengespräche sowie praktische Arbeiten abgelöst. Lernende können sich in Themen vertiefen oder mehrere parallel bearbeiten, sich in Lerngruppen zusammenschliessen oder alleine experimentieren und üben.

Ist die erweiterte Lernwelt die Vorstellung der Bildungszukunft, die als Konsequenz aus wesentlichen Theorien des Lernens abgeleitet werden kann, so ist sie auf entsprechende Gestaltung von Lernorten angewiesen. Erst in solchen Räumen kann sie sich entfalten. Es ist also davor zu warnen, von der heutigen Schulrealität auf die Zukunft zu schliessen. Wenn Versuche mit flexiblen Räumen gescheitert sind, lässt sich die Wertlosigkeit solcher Konzepte daraus nicht ableiten: Räume und die sich darin entwickelnden Tätigkeiten bedingen sich gegenseitig. Spielt man traditionellen Unterricht in innovativen Räumlichkeiten durch, wird man gern ins Klassenzimmer zurückkehren. Erprobt man in herkömmlichen Räumen neue Lern- und Lehrformen, stösst man schnell an Grenzen und wird zum traditionellen Unterricht zurückfinden. Aus meiner Perspektive als Gymnasiallehrer werden in der Zukunft folgende Aspekte zentral sein:

1. Parallele Formen des Präsenzunterrichts

Nebeneinander müssen unterschiedliche Aktivitäten an einer Schule Platz haben: Praktische Arbeiten, intensiver Austausch in Gruppen, persönliche Gespräche, Vorlesungen, Spiele, stille digitale Arbeit. Die Gründe, weshalb Lernende in die Schule kommen, werden vielfältig: nicht mehr, weil sie müssen (personalisierte digitale Lernumgebungen werden Lernfortschritte problemlos ermitteln), sondern weil sie in ihrem Lernen unterstützt werden. Die einen kommen, weil sie motiviert sind, wenn sie mit Erwachsenen über ihr Lernen sprechen, andere mögen Aktivitäten in der Gruppe. Deutlich zeigt sich, dass das herkömmliche Klassenzimmer als Lernort ausgedient hat – vielmehr wird es als «Home-base» genutzt, wie Karl-Heinz Imhäuser im Interview mit BILDUNG SCHWEIZ (10/2015) kürzlich erläutert hat.

2. Schnittstelle zur Natur

Die Idee der Schule als Schonraum bzw. als «third place» neben privatem Wohnraum und Arbeitsort macht sie zu

einer Art Oase, zu der auch Aussenflächen gehören. Untersuchungen zeigen (vgl. Malinin 2015), dass Lernende bessere Leistungen erbringen, wenn es an einer Schule Grünflächen oder eine Aussicht gibt. Gesundheitliche Aspekte wie das Sehvermögen oder die Schlafqualität korrelieren direkt mit der Aufenthaltsdauer ausser Haus (vgl. Wampfler 2014). Warum Kinder nur im Kindergarten oder allenfalls in den ersten Jahren der Grundschule im Wald lernen können, leuchtet gerade im Zeitalter mobiler digitaler Geräte nicht ein: Ein Waldgymnasium ist als Konzept nicht abwegig. Damit werden Schulräume aber auch gegenüber den Quartieren offen und zu Plätzen, auf denen auch Menschen zum Lernen eingeladen werden, die nicht direkt in die Institution eingebunden sind.

3. Empowerment

Die UN-Kinderrechtskonvention spricht Kindern ein Mitspracherecht bei Entscheidungen zu, die ihr Leben beeinflussen. Das betrifft direkt auch den Schulraum. Er soll



McLuhan-Salon der kanadischen Botschaft in Berlin, vor wenigen Jahren als «Klassenzimmer der Zukunft» konzipiert, heute technisch schon etwas angestaubt.
Foto: Philippe Wampfler

von Lernenden selbst personalisiert werden können – in Analogie zu neuen Wohnkonzepten, bei denen die Mieterinnen und Mieter eine Art Rohbau beziehen und die Einteilung und Ausstattung der Wohnung selbst bestimmen (z. B. Genossenschaft Kalkbreite, Zürich). Gerade hier werden neue Technologien und neue Bauweisen andere Möglichkeiten schaffen, damit Gruppen wie auch einzelne Lernende Schulen an ihre Bedürfnisse anpassen können.

4. Gemeinschaft

Das Lernen der Zukunft ist stärker als heute kollaborativ. Die «Gruppenarbeit» wird nicht ein didaktisches Konzept bleiben, sondern der Grundmodus jeder Lernaktivität sein. Ideen wie Learning Streets und Learning Neighborhoods werden dazu eingesetzt, um (kleine) Schulen in (grossen) Schulen zu installieren und Begegnungen zwischen Lernkulturen und Gemeinschaften zu fördern. Für diese Begegnungen braucht es auch offene Lehrerzimmer, die dann weniger Rückzugsort sind, sondern lockere Kaffeegespräche zwischen Lernenden und Lehrenden ermöglichen. Dort trifft man sich auch mit externen Fachpersonen, die mit digitalen Tools in Lernprozesse einbezogen werden und immer wieder eingeladen werden, sich persönlich an der Schule einzubringen.

5. Praxis

Schulen der Zukunft sind auch Maker- oder Hackerspaces, wo handwerkliche, unternehmerische und forschungsbezogene Fertigkeiten in Werkstätten, Gärten, Labors und anderen aktivierenden Umgebungen direkt eingesetzt werden. Technologische Innovationen wie 3-D-Drucker erlauben hier eine ungeahnte Kreativität. Handwerkliches Geschick bringen Lernende aber nicht nur in frei gewählte Aktivitäten ein, sondern sie beteiligen sich auch am Unterhalt und an der Pflege der Schulräumlichkeiten und ihrer Umgebung. So steigt die Identifikation mit dem Schulraum.

Dürfte ich mir ein Schulhaus für das Gymnasium der Zukunft wünschen, dann sähe es aus wie das Paul-Klee-Museum in Bern: Eingebettet in eine grüne Landschaft, aber nach aussen offen. Diese Offenheit ist durchgängiges Prinzip: Lernende kommen und gehen frei, andere Interessierte ebenso. Kleine Gruppen von 10 bis 15 Schülerinnen und Schülern erhalten eine Begleitperson und einen Rückzugsraum, organisieren ihre Unterricht aber weitgehend selbstständig: Sie laden Fachpersonen für Seminare, Workshops oder Vorträge ein, organisieren auch selbst Lehrveranstaltungen. Dafür richten sie die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten ihren Bedürfnissen entsprechend ein, lassen sich temporär für Projekte in den schuleigenen Labors,

Werkstätten und Gärten nieder, überlassen Räumlichkeiten aber auch wieder anderen. Die Dokumentation erfolgt in digitalen Portfolios, die in den Räumlichkeiten immer wieder sichtbar gemacht werden können (auf Bildschirmen und mit Projektoren), aber der Verantwortung der Lernenden überlassen werden. Alles ist auf den Lernprozess ausgerichtet – er diktiert Notwendigkeiten und Rhythmen, er gibt Verbindlichkeit vor. Die Schule bietet auch Verpflegungs- und Schlafplätze an, geht dabei aber von unterschiedlichen Bedürfnissen aus: Wenn Lernenden drei Wochen in einem Betrieb, im Wald oder zuhause lernen, hält sie niemand davon ab. So verteilen sie sich und vermeiden Ballungen und Staus im Gebäude.

Einsteigen werden wir nicht mit dem perfekten Wurf dieser Vision, sondern kleinen Elementen, die den Schulalltag schrittweise verändern könnten: zum Beispiel mit einem von Schülerinnen und Schülern betriebenen Café in einem der zentralen Zürcher Gymnasien, wo Begegnungen und Kultur einen offenen Raum erhalten könnten. Oder der Zusammenlegung zweier Deutschklassen, die dann während eines Semesters ihre Lektüre selbst wählen und sich aussuchen, mit wem sie sie besprechen möchten. ■



Der Autor

Philippe Wampfler unterrichtet an der Kantonsschule Wettingen AG Deutsch, Philosophie und Medienkunde. Er setzt sich publizistisch und in seinen Blogs intensiv mit Social Media auseinander. 2013 erschien von ihm «Facebook, Blogs und Wikis in der Schule – Ein Social-Media-Leitfaden», 2014 «Generation Social Media», beide im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. In BILDUNG SCHWEIZ 11a/2014 erschien von ihm der Beitrag «Neue Medien führen zu neuem Lernen». Informationen: <http://philippe-wampfler.ch>

Hüllen für die guten Geister des Lernens

Text: Heinz Weber
Foto: Arne Brassat

Wer ein Schulhaus baut, kann Generationen von Schülerinnen und Schülern zu Lernfreude verhelfen und für Lehrpersonen einen motivierenden Arbeitsplatz schaffen. Rezepte dafür gibt es nicht, wohl aber Hinweise darauf, was die guten Geister des Lernens weckt, wie der Kongress «Zukunftsraum Schule» in Stuttgart zeigte.



Das Wort «Glück» fällt sonst nur selten in Unterhaltungen über Schulbau. Dorothe Block und Arne Brassat aber benutzen es immer wieder, wenn sie von ihrer Schule, der Gesamtschule Barmen in Wuppertal, berichten. Es sei ein Glück, hier lernen und unterrichten zu dürfen. Sie sagen auch Sätze wie: «Dieser Bau ist ein ästhetischer Hochgenuss.» – «Die Schüler lieben ihr Haus; alle tragen Verantwortung für einen Gebäudeteil.» – «Unser Schulteich ist ein absolutes Highlight.»

Dabei sprechen Block und Brassat von einem 20 Jahre alten Bau, durch dessen schräge Glasfassade immer noch der Regen rinnt. Anstelle einer Gesamtanierung hat man an den kritischen Stellen bunte Ikea-Blumentöpfe aufgestellt, die das Wasser sammeln. Weil während der Bauzeit plötzlich zehn Millionen D-Mark eingespart werden mussten (Wuppertal zählt zu den höchstverschuldeten Städten in Deutschland), wurde unter anderem die Belüftung gestrichen, wodurch es im Sommer unter dem Dach zu Temperaturen bis 35 Grad kommt – keine Chance mehr zum Arbeiten.

Dabei ist in diesem Schulhaus jeder Quadratmeter mehr als nur belegt. Im einst für 1300 Schülerinnen und Schüler konzipierten Gebäude werden inzwischen deren 1500 unterrichtet. Die Klassengrösse liegt bei 30 und mehr. Unter anderem als Reaktion auf die räumliche Enge durchbrach man den Takt der 45-Minuten-Lektionen und erhöhte auf 65 Minuten. Dadurch habe man viel Flexibilität in der Raumnutzung gewonnen.

Dabei handelt es sich um eine «Brennpunktschule». In ihrer Umgebung, einem ehemaligen Wuppertaler Industriequartier, leben viele Benachteiligte, Arbeitslose, Zugewanderte. Mehr als die Hälfte der Kinder wächst mit nur einem Elternteil auf. Dennoch erzielt die Schule überdurchschnittliche Lernleistungen.

Die Gesamtschule Barmen wurde dieses Jahr mit dem deutschen Schulpreis ausgezeichnet. Aus der Laudatio: «Mit dem Leitsatz SCHULE-MIT-WIR-KUNG schafft die Gesamtschule Barmen einen lust- und leistungsorientierten Lern- und Lebensraum, in dem Partizipation und Teilhabe in exzellenter Weise praktiziert werden. Dies gelingt ihr über eine hohe Identifikation mit der Schule durch die Einbindung aller Beteiligten, was ihr hohe Resonanz im Stadtteil und einen herausragenden Ruf in der Bildungsregion Wuppertal verschafft.»

Ästhetik und Gemeinschaft

Arne Brassat und Dorothee Block gaben ihren Bericht im Rahmen der Tagung «Zukunftsraum Schule», die am 17./18.

November in Stuttgart stattfand. Rund 500 Lehrpersonen, Behördenmitglieder, Architekten und andere Fachleute liessen sich darüber informieren, was zu beachten ist, wenn man eine gute, zukunftsfähige Schule bauen will.

Was lässt sich in dieser Hinsicht von Wuppertal lernen? Ein Bau mit Charakter, ein architektonischer Wurf stimuliert Lehrpersonen wie Kinder und Jugendliche, vor allem dann, wenn er Gemeinschaft und kollaboratives Arbeiten fördert. In der Schule Barmen ist eine lichtdurchflutete, reichbegrünte Pausenhalle das Herzstück des Hauses – Foyer, Kommunikationsraum und Lernort zugleich. Zitat von der Schul-Website: «Unter diesem Dach findet man kleine und grosse Jungen und Mädchen liegend, sitzend, laufend, spielend, lesend, schreibend, singend, ausgerüstet mit Heften, Büchern, Jongliertüchern, Einrädern, Spielkarten, Stiften – in den Pausen, aber auch in der Unterrichtszeit.»

Eine Umgebung, mit der sich die Nutzenden identifizieren, lässt Nachteile in den Hintergrund treten. Sie fördert die Motivation zur Beteiligung und zum kreativen Umgang mit Problemsituationen. Der Architekt Harald Konsek, ein weiterer Referent, lobte die Wirkung von grosszügigen, mit Vorteil zwei Geschosse hohen Aulen und Theaterräumen in denen Produktionen stattfinden, die Interaktion mit den Eltern, dem persönlichen Umfeld der Schülerinnen und Schüler sowie dem räumlichen Umfeld der Schule ermöglichen. Denn: «Das Wir-Gefühl ist doch etwas vom Schönen, was man aus seiner Schulzeit mitnehmen kann.»

Wie bauen für soziale Kompetenzen?

Vermutlich ist es auch etwas vom Wichtigsten. «Wir übertreiben es mit der Bedeutung des Wissens», meinte am Stuttgarter Kongress Gerhard de Haan, Erziehungswissenschaftler an der Freien Universität Berlin. «Wir müssen stärker auf die personalen und sozialen Kompetenzen achten. Autonom handeln, Selbstreflexion betreiben, sich in heterogenen Gruppen zurechtfinden – das erhält in unserer dynamischen Gesellschaft wachsende Bedeutung.» Für die Schule gelte es, nicht nur das formale Lernen im Auge zu behalten, sondern das ganze Ensemble der Lernmöglichkeiten: «Studien zeigen, dass das Wissen, mit dem wir täglich umgehen und auf das wir angewiesen sind, zu 70 Prozent aus dem informellen Bereich stammt, also gar nie Gegenstand des Unterrichts war.»

Nimmt man de Haans Botschaft ernst, kann man Schulhäuser nicht mehr so bauen, wie man sie immer noch baut – nämlich mit in Reihen angeordneten Klassenzimmern, in denen rechtwinklig Bankreihen mit Blick auf Lehrperson und Wandtafel oder Smartboard stehen. Dass man Räume für individualisiertes und kollaboratives Lernen aus

Geldmangel aus dem Raumprogramm streicht, ist nicht weniger kurzfristig als würde man auf die Heizung verzichten.

Auch Mensa und Bibliothek sind aus dieser Sicht nicht bloss Infrastruktur, sondern lassen sich als vielseitige Lernorte nutzen; die «Pausenhalle» der Gesamtschule Barmen ist dafür ein eindrückliches Beispiel. Und die Schulhausumgebung verdient in der Gestaltung alle Sorgfalt. Wo Kinder spielen und toben können, geschieht soziales Lernen. Phantasielose Asphaltwüsten als Schulhöfe steigern erwiesenermassen Aggression und Unfallgefahr.

«Gute Lern- und Arbeitsbedingungen gehören zusammen», betonte Doro Moritz, Vorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) Baden-Württemberg. «Immer noch signalisieren viele Schulgebäude den Menschen, die dort lernen und arbeiten, eine geringe Wertschätzung durch die Gesellschaft.» Der Wandel zur Ganztagschule und die Inklusion stellen die Schulen in Deutschland vor riesige Herausforderungen. Räumlich heisst das vor allem: Wo können Beratungen, Gespräche mit Schülerinnen und Schülern, Coaching und Elternkontakte stattfinden? Die Auflösung von Sonderschulen führt dazu, dass Infrastruktur für besondere Bedürfnisse in den Regelschulen bereitgestellt werden muss, speziell Sozial- und Pflegeräume. «Eine Aufgabe, die bisher noch sehr ungenügend gelöst ist», weiss Doro Moritz. Nur in wenigen Schulhäusern hätten Lehrpersonen einen angemessenen Arbeitsplatz – nämlich fünf bis sechs Quadratmeter pro Vollzeitstelle. Damit werde

auch die im Sinne der Kooperation notwendige vermehrte Präsenz von Lehrpersonen und anderen an der Schule tätigen Professionen verhindert.

Grosszügige Veranstalter

Der Kongress «Zukunftsraum Schule» – veranstaltet vom Fraunhofer Institut für Bauphysik, der Universität Stuttgart und der Technischen Universität München – findet seit 2009 im Zweijahresrhythmus statt, das nächste Mal also voraussichtlich 2017. Die Teilnahme ist dank bewundernswerter Grosszügigkeit der Veranstalter kostenlos; es fallen also nur die Reise nach Stuttgart und die Hotelübernachtung als Spesen an. Alle, die an Planung und Bau einer Schule beteiligt sind, sollten diese Chance nutzen. ■

Weiter im Netz

www.zukunftsraum-schule.de
www.gesamtschule-barmen.de

Film und Broschüre zu Phase Null

Wie plant und baut man eine Schule? Der Film der «Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft» unter dem Titel «Phase Null» zeigt anhand der Erneuerung der Geschwister-Scholl-Schule in Hamburg den Planungsprozess noch bevor ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben wird: Begehung vor Ort, Workshops, Interviews, Diskussionsrunden mit Behörden, Schulleitung, Lehrerschaft und Schülerinnen und Schülern. Geleitet wird das Pilotprojekt von einem erfahrenen Schulbauberatungsteam.

Die einzelnen Schritte basieren auf dem Konzept des Handbuchs «Schulen planen und bauen – Grundlagen und Prozesse», das ebenfalls von der Montag Stiftung herausgegeben wird (siehe auch BILDUNG SCHWEIZ 10/2015). Der Film zeigt in rund zweieinhalb Stunden nebst der Geschwister-Scholl-Schule auch inspirierende Schulbauten in den Niederlanden.

Neu erschienen ist ausserdem die von der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft

herausgegebene Broschüre «Fünfmal Phase Null». Sie dokumentiert fünf exemplarische Schulbauentwicklungsprozesse an fünf Schulen in Deutschland. Die Publikation von mehr als 100 Seiten lässt sich kostenlos herunterladen unter <http://schulen-planen-und-bauen.de> (df)

«Phase Null - Der Film», DVD und Broschüre, Jovis Verlag GmbH Friedrich Verlag GmbH, Euro 18.00 ISBN 978-3-86859-387-7. Weitere Informationen unter www.phasenull-derfilm.de

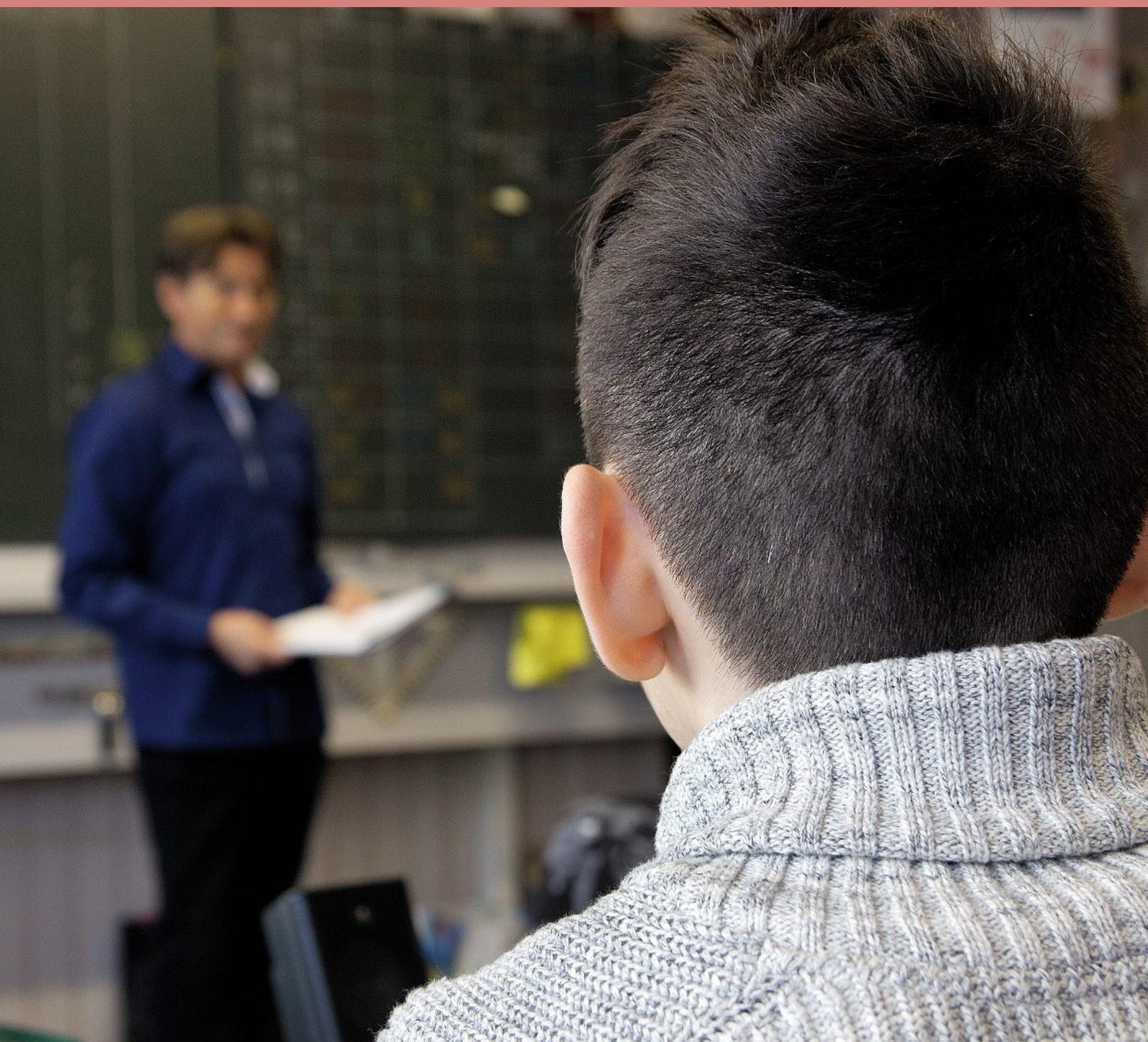


Der Lärm des Klassenzimmers hallt zu Hause nach

Text:
Heinz Weber

Fotos:
Roger Wehrli

Akustische Störungen, vereinfachend Lärm genannt, sind für Lehrpersonen die am stärksten empfundene Belastung im Unterricht. Auch Kinder, besonders solche mit Lernbehinderung oder aus fremdsprachigem Elternhaus, leiden darunter. Dabei kostet einwandfreie Akustik nicht mehr als ein Prozent der Bausumme.



«Ich brauch jetzt nur noch meine Ruhe», stöhnt Lehrerin Corinne, nachdem sie um sechs Uhr nach Hause gekommen ist. Die kostbare Familienzeit fällt wieder einmal aus. Kopfschmerzen und das Gefühl, ausgelaugt zu sein, zwingen sie zum Rückzug aufs Bett. Derweil sitzt ihr Schüler Benício, Sohn von Einwanderern aus Portugal, weinend am Küchentisch seiner Familie. Er hat von dem Stoff, den er eigentlich üben sollte, so gut wie nichts verstanden.

Beiden ist nicht bewusst, dass Lärm eine, wenn nicht *die* Ursache für ihr Problem ist. «Schlechte Akustik beeinträchtigt Gesundheit und Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und -sicherheit und sogar sozial-emotionale Faktoren in Kitas, Schulen und Hochschulen», heisst es in der soeben erschie-

«Lärm setzt zum Beispiel die Bereitschaft zu prosozialem Verhalten herab und das soziale Miteinander wird beeinträchtigt. So bewerten Kinder in Klassenräumen mit mangelhafter Akustik das soziale Klima in der Klasse weniger positiv als Kinder, die in akustisch guten Klassenräumen unterrichtet werden.»

nenen «Richtlinie Akustik in Lebensräumen für Erziehung und Bildung» des Fraunhofer-Instituts für Bauphysik IBP. Philip Leistner, stellvertretender Leiter des Instituts, präsentierte die Richtlinie am Kongress «Zukunftsraum Bildung» vom 17./18. November 2015 in Stuttgart (Bericht BILDUNG SCHWEIZ 12/2015).

Akustische Störungen sind laut Leistner die von Lehrpersonen am stärksten empfundenen Belastungen in Schulräumen, klar vor Luftqualität und Temperatur. Dennoch sind Klagen selten; die Situation wird als unveränderlich hingenommen. «Wir halten es aus, aber es braucht unglaublich Ressourcen.» Und während wir mangelnde Luftqualität oder nicht optimale Temperatur meistens korrigieren oder im Schulzimmer zurücklassen können, ist Lärm die Belastung, die zu Hause ankommt. Schlechte Akustik frisst Energie, die für das Lehren und Lernen eingesetzt werden sollte. «Lärm», so die Fraunhofer-Richtlinie, «setzt zum Beispiel die Bereitschaft zu prosozialem Verhalten herab und das soziale Miteinander wird beeinträchtigt. So bewerten Kinder in Klassenräumen mit mangelhafter Akustik das soziale Klima in der Klasse weniger positiv als Kinder, die in akustisch guten Klassenräumen unterrichtet werden.»

Auch die vom LCH herausgegebene «Dokumentation zum Schutz und zur Förderung der Gesundheit von

Lehrpersonen» (Download: www.LCH.ch) nennt das Problem beim Namen: «Die durchschnittliche Lärmbelastung im Unterricht liegt knapp unter dem kritischen Wert. Die Büronorm beträgt 55 Dezibel. In «ruhigen» Schulzimmern sind 65 Dezibel die Regel. In Turnhallen, Musikräumen, Korridoren, Werkräumen und auf Pausenplätzen sowie bei bestimmten Unterrichtsformen werden andauernd rund 85 Dezibel gemessen, temporär um 100 Dezibel.» Zum Vergleich: Überschreitet in einem Industriebetrieb die Lärmexposition 85 Dezibel, wird das Tragen von Gehörschutz empfohlen.

«Lärm ist ein wesentlicher Belastungsfaktor für Lehrpersonen», betont auch Kurt Eggenschwiler, Experte für Akustik an der ETH Zürich: «Unlust, Ärger und Unzufriedenheit sind die Folge. Wer in schlechten Klassenzimmern unterrichten muss, ist häufiger krank. Verbreitet sind Hals- und Stimmlippenprobleme, denn Reden in akustisch schlechten Schulräumen ist auf die Dauer sehr anstrengend.»

Problem Nr. 1: Nachhall

Der Kampf gegen Lärm ist eine hochkomplexe Materie und kann in diesem Artikel nur angetippt werden. Das Gesetz legt die SIA-Norm 181 «Schallschutz in Hochbauten» als verbindlich fest; alle Informationen dazu finden sich über die Website www.laerm.ch. Relativ leicht messbar und nachzuvollziehen ist das Phänomen Nachhall. Dieser entsteht durch die Reflexion des Schalls an Wänden und Gegenständen im Raum, beeinflusst von Raumgrösse und Verkleidungsmaterialien. Er wird in Sekunden oder Bruchteilen davon angegeben. Man misst die Zeit, bis ein Geräusch – etwa das Zerplatzen eines Ballons – im Raum nicht mehr hörbar respektive (für Techniker) auf den tausendsten Teil seiner Ausgangsstärke gesunken ist.

Nachhall ist die entscheidende Kennzahl, wenn es darum geht, sich in einem Klassenzimmer möglichst mühelos verständlich zu machen und die Information der Lehrperson klar und deutlich zu den Ohren der Kinder zu bringen. Der Nachhall beeinflusst auch stark unser Wohlbefinden in Räumen, in denen wir uns längere Zeit aufhalten. In einem Konzertsaal sind Nachhallzeiten von bis zu zwei Sekunden optimal; der Kölner Dom bringt es auf 13 Sekunden. In einem Schulraum hingegen sind 0,6 Sekunden ein guter Wert. In einer Studie des Fraunhofer-Instituts für Bauphysik wurden 21 Klassenräume an acht Schulen akustisch vermessen. Dabei stiess man auf Nachhallzeiten zwischen 0,5 und 1,2, im Extremfall gar auf 1,6 Sekunden. Weil bei langen Nachhallzeiten die Sprache diffus und von Echos überlagert auf die Ohren trifft, haben vor allem Schülerinnen und Schüler mit Lernbehinderung oder «fremder» Herkunftssprache

grosse Mühe, Informationen aufzunehmen. Hinzu kommt, dass die Fähigkeit Erwachsener, Störgeräusche auszublenden und fehlende Informationspartikel zu ergänzen, bei Kindern noch kaum vorhanden ist.

Neben dem Nachhall sind auch Störungsquellen wie Trittschall, Geräusche der Haustechnik oder Umgebungslärm zu berücksichtigen. Zwar macht bei Neubauten die SIA-Norm den Fachleuten strenge Vorschriften, doch ist durch die Materialwahl bei der Ausstattung, durch die Erschliessung (Gänge, Treppen), ja sogar durch die Form von Räumen akustisch viel zu gewinnen oder zu verlieren. Schlecht schliessende Türen beispielsweise machen andere Schallschutzmassnahmen weitgehend unwirksam. Der Beizug von Fachleuten lohnt sich.

Gute Akustik zum Thema machen

Philip Leistner, Mitautor der Fraunhofer-Richtlinie, hat die Erfahrung gemacht, «dass bei Bauprojekten von Kitas, Schulen und Hochschulen die Entscheidung über gute oder schlechte Akustik in wenigen Minuten fällt». Die in den Entscheidungsgremien vertretenen Nutzer der Neubauten müssen in diesen Minuten das ganze Gewicht dieses Faktors in die Planung einbringen. Gute Akustik kostet Geld, genauso wie gute Luft und gutes Licht. Gemäss Philip Leistner liegen bei Neubauten und umfassenden Sanierungen die Zusatzkosten für nutzungsgerechte Akustik bei einem Prozent der Bausumme. «Ein Quadratmeter Raum kostet so viel wie die Akustikdecke für ein ganzes Klassenzimmer.»

Jürg Brühlmann, Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle LCH, rät Lehrpersonen, das Thema Lärmschutz gegenüber der Schulleitung anzusprechen, sei es bei Neubauten oder älteren Schulen: «Der Arbeitgeber hat die Pflicht, für gesunderhaltende Arbeitsverhältnisse zu sorgen. Dazu gehört eine Akustik, die den gängigen Normen entspricht. Schulleitung und Behörden müssen Messungen veranlassen und Massnahmen einleiten, wenn Anlass zu Besorgnis besteht. Kritische Orte sind Turnhallen, Musikzimmer und Korridore, die oft für Gruppen genutzt werden. Sogar auch neu gebaute Schulzimmer sind manchmal nur ästhetisch, aber nicht schallschluckend.»

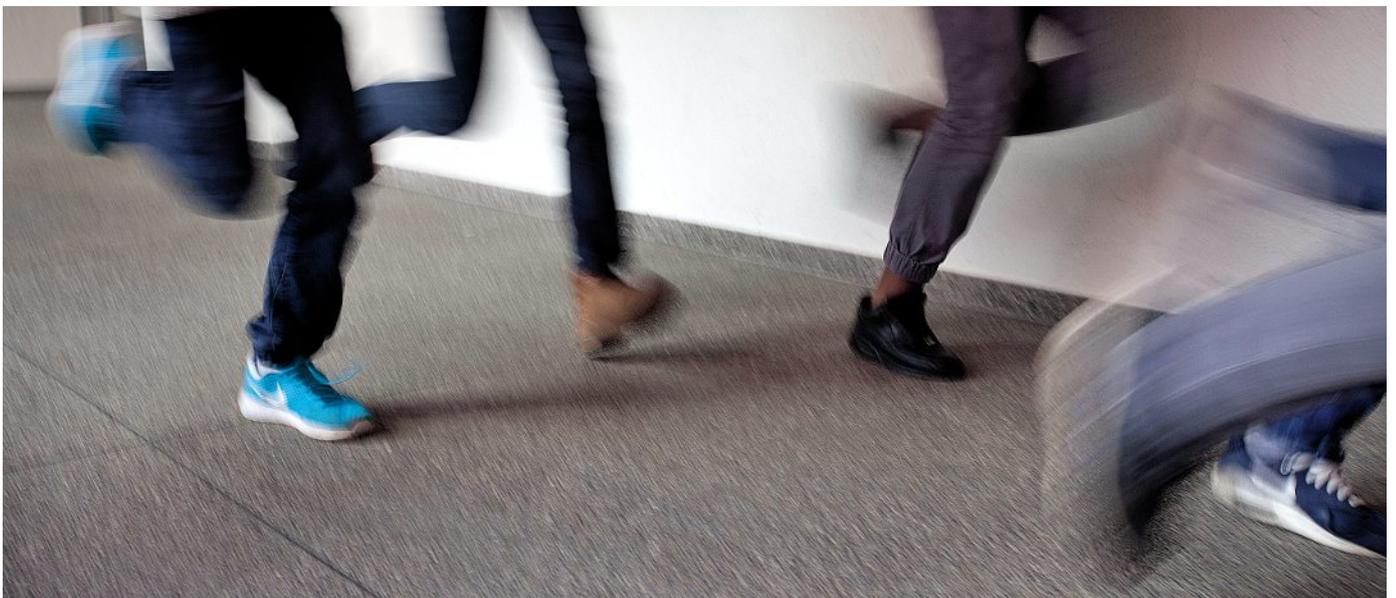
Weshalb nehmen Lehrpersonen schlechte Akustik oft klaglos hin? Jürg Brühlmann: «Unser Körper versucht Nachhall und Lärm herauszufiltern. Nach kurzer Zeit schon sind wir daran gewöhnt. Kommt hinzu: Was wir da antreffen, ist uns bekannt. Viele Lehrpersonen kennen gar nichts anderes als Schulen, wenn sie nach eigener Schulzeit und Ausbildung nie in einem anderen Beruf gearbeitet haben. Wer ein paar Schulen hintereinander besucht, wird Unterschiede rasch feststellen.» ■

Weiter im Text

«Richtlinie Akustik in Lebensräumen für Erziehung und Bildung», 2015, Fraunhofer-Institut für Bauphysik IBP, Stuttgart. www.ibp.fraunhofer.de

Weiter im Netz

www.laerm.ch – Umfassende Informations- und Linksammlung



Störfaktor Trittschall. Entscheidungen über gute oder schlechte Akustik fallen oft in wenigen Minuten.



DER INTERAKTIVE AUSTAUSCH NAHM ZWAR SEIT
DEM EINSATZ DER SDSUS-K* ETWAS AB, ABER
DAS STÖRT LEHRER S. ÜBERHAUPT NICHT ...

* SCHALLDÄMPFENDE SCHÜLERINNEN- UND SCHÜLER-KABINE

«Schulbauten zeigen den Stellenwert der Bildung»

LCH-Zentralsekretärin Franziska Peterhans wünscht sich eine stärkere Beachtung der Schulraumplanung. «Sie muss sich an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen orientieren», betont sie im Interview.

BILDUNG SCHWEIZ: In unserer Serie «Bildungsräume» haben wir festgestellt, dass es sich in ganz unterschiedlichen Schulhäusern gut leben, lehren und lernen lässt. Spielt es also keine so grosse Rolle, wie Schulräume gebaut werden?
FRANZISKA PETERHANS: Ich nehme an, dass ihr in eurer Serie eher gute Beispiele von Schulhäusern porträtiert habt. Es gibt aber auch viele Beispiele, die nicht nachahmenswert sind. Schulen kann man auf verschiedene Arten gut bauen. Einen eigentlichen Prototyp gibt es nicht. Aber gewisse Kriterien gilt es zu beachten.

Welche Vorgaben sind für einen guten Schulbau unverzichtbar?

Etwas Zentrales ist die Atmosphäre eines Gebäudes – lädt der Bau ein, betritt man ihn gerne? Beachten muss man auch die Grösse – haben die Kinder und die Lehrpersonen genügend Platz zum Arbeiten? Ein weiteres Kriterium betrifft die Akustik – hier muss insbesondere der Lärmschutz grosse Beachtung zukommen. Nicht zu vernachlässigen sind im Weiteren Farbgebung und Materialisierung. Ebenso sollten die Wege innerhalb der Schule und zur Schule hin durchdacht sein. Und nicht zuletzt gilt es, die Kooperationsmöglichkeiten zu beachten – Kinder müssen spielen, sich treffen und finden können, Lehrpersonen müssen ein gutes Umfeld für Teamarbeit vorfinden.

Bei allen Überlegungen muss man konsequent die Perspektive der Kinder einnehmen. Möbliering, Garderoben, sanitäre Anlagen, Treppen müssen auf Kinder abgestimmt sein; eine Schule ist kein Bürogebäude.

Muss man befürchten, dass wegen des Bildungsabbaus in den Kantonen für den Schulbau nur noch das Billigste in Frage kommt?

Diese Tendenz ist leider zu beobachten. Man spart und spart sowohl bei Renovationen als auch bei Neubauten. Besonders schlimm finde ich, dass oft steuergünstige wohlhabende Gemeinden dafür sorgen, dass die Schule noch günstiger wird. Dieser Tendenz haben wir auch als Verband entgegenzuwirken.

Früher waren Schulhäuser Prestigegebäude, auf die jede Gemeinde stolz war.

Damit unterstrich sie unter anderem die Bedeutung der Schule. Man musste schon fast schauen, dass die Schulhäuser nicht Architekturdenkmäler darstellten, sondern in erster Linie Schülerinnen und Schülern dienen sollen. Wenn man Bildung heute in eine Baracke verbannen will oder nur den Minimalstandard vorsieht, ist dies ein ebenso deutliches Statement eines Kantons oder einer Gemeinde und zeigt, wie viel Wert ihr die Schule ist.

Zum Glück gibt es aber auch Gemeinden, die viel Sorgfalt und Engagement in guten Schulbau investieren. Ich wünsche mir keine Luxusbauten, aber qualitativ gut und sorgfältig geplante und gebaute Schulen.

Und dennoch gibt es auch Stimmen aus der Lehrerschaft, die fordern: Mehr nutzbaren Raum anstatt neue Prunkbauten und teures Design. Wäre dies eine wünschbare Verschiebung der Prioritäten?

Die beiden Sachen sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden. Luxus ist nicht nötig, aber selbstbewusste gut materialisierte Schulbauten sind anzustreben. Dass aber dem Raumprogramm grosse Bedeutung zukommen soll, ist ebenfalls unbestritten. Bei Grossraumbüros wird heute mit einem Raumbedarf von 6 bis 8 Quadratmetern Fläche pro Person gerechnet; für Schülerinnen und Schüler sieht man 3 Quadratmeter vor – übrigens gleich viel wie für Ziegen. Wenn man aber die beiden Dinge gegeneinander abwägen muss, dann erachte ich genügend Raum als wichtiger als noch etwas kostspieligere Materialisierung.

Lehrerinnen und Lehrer müssen oft mit prekären Arbeitsplatzverhältnissen vorliebnehmen. Wie können und sollen sie sich dagegen wehren?

Es gibt gute Beispiele in Gymnasien, wo den Fachschaften Vorbereitungsräume mit der entsprechenden Infrastruktur zur Verfügung stehen, die eine gute Zusammenarbeit ermöglichen. Ich sehe aber insbesondere in Volksschulen prekäre Arbeitsverhältnisse für Lehrerinnen und Lehrer, beispielsweise wenn ein alter Computer für 20 Personen genügen muss.



Gute Bildung wächst in vielen Räumlichkeiten – falls sie die Bedürfnisse der Kinder im Fokus haben. Fotos: Philipp Baer, Peter Larson, Roger Wehrli

Lehrerinnen und Lehrer sind heute vermehrt gezwungen, in der Schule zu arbeiten, sei es im Team, sei es in ihrer Präsenzzeit. Es ist der Arbeitgeber, der dafür zu sorgen hat, dass sie Arbeitsbedingungen vorfinden, die es ihnen erlauben, eine gute Unterrichtsvorbereitung mit den nötigen technischen Mitteln zu machen. Diese Forderungen müssen bei der Schulleitung und bei den Schulbehörden anhängig gemacht werden.

Gibt es ganz bestimmte Kriterien, die erfüllt sein müssen?

Es braucht nicht jede Lehrperson einen Einzelarbeitsplatz, aber sie muss die Möglichkeit haben, zu jeder Zeit, sei es in einer Zwischenstunde, an einem freien Nachmittag oder nach der Schule, ohne anzustehen, im Team, aber auch für sich allein in Ruhe und mit der nötigen technischen Ausrüstung vorbereiten zu können.

Der LCH hat bis vor Kurzem Richtlinien für den Bau von Kindergärten herausgegeben. Neu will er für Schulbauten aller Stufen ein entsprechendes Instrumentarium erarbeiten. Was ist dabei zu erwarten?

Mit diesen Richtlinien wollte man früher Kommissionen und Laiengremien in den Gemeinden gewisse Standards respektive Mindestempfehlungen für die Planung von Kindergärten in die Hand geben. Heute sind die Kindergärten in die Volksschule integriert; ausserdem sind die Richtlinien nicht mehr zeitgemäss.

Schulbau ist sehr komplex geworden. Empfehlungen und Kriterien können nicht so rasch aus dem Boden gestampft werden. Aus diesem Grund will der LCH modulartig vorgehen und themenbezogen bestimmte Aspekte aus dem Schulbau erarbeiten und herausgeben. Eine erste Perspektive könnte das Themenfeld Gesundheit sein – ein Thema, mit dem sich der LCH in nächster Zeit stark befassen wird.

Künftig wird sicher der Aspekt Tagesbetreuung, Tagesschule eine grosse Rolle spielen. Welche Vorgaben müssen hier beachtet werden?

Wenn man Schulraum neu planen und Tagesbetreuung integrieren kann, ist das

optimal. Erfahrungsgemäss sind aber Neubauten eher die Ausnahme, viel öfter handelt es sich um Umbauten. Wichtig ist, die Betreuungs- und Verpflegungssituation gut miteinzubeziehen und diese flexibel zu gestalten, damit auch Veränderungen möglich sind. Man führe sich als Erstes den Tagesablauf der Kinder genau vor Augen. Die Kinder verbringen einen Grossteil ihres Tages in diesem Umfeld und sollen sich wohlfühlen. Dabei kommt dem Aussenraum, den Bewegungs- und Spielmöglichkeiten grosse Bedeutung zu ebenso wie den Rückzugs- und Ruheräumen. Dies gilt genauso für Um- wie für Erweiterungsbauten.

Was gilt es zu beachten, wenn Betreuungs- und Verpflegungsangebote dezentral gelegen sind?

Das erachte ich als nicht ideal. Aber in diesem Fall sind sichere Wege und gute Abläufe das A und O.

Gibt es eine Erkenntnis, die du aus den neun Beiträgen in BILDUNG SCHWEIZ zum Thema Bildungsräume ziehen kannst?

Diese Serie habe ich mir gewünscht und freue mich darüber. Mir ist noch bewusster geworden, wie wichtig das Thema ist

und wie wenig Beachtung ihm zukommt. Es braucht mehr Aufmerksamkeit auch von Verbandsseite her. Schulhausarchitektur gehört mit zu den Gelingensbedingungen für guten Unterricht. Ich spüre noch stärker den Widerspruch zwischen der Forderung nach individueller Bildung und Integration, die wir einfach verordnet bekommen, und dem Fehlen der dafür nötigen Räumlichkeiten.

Schulraumplanung sollte im Übrigen ganz nahe bei der Raumplanung einer Gemeinde angesiedelt sein.

Interview: Doris Fischer



Franziska Peterhans, Zentralsekretärin LCH



Eine anregende Lernumgebung motiviert Kinder und Lehrpersonen. Foto: Roger Wehrli